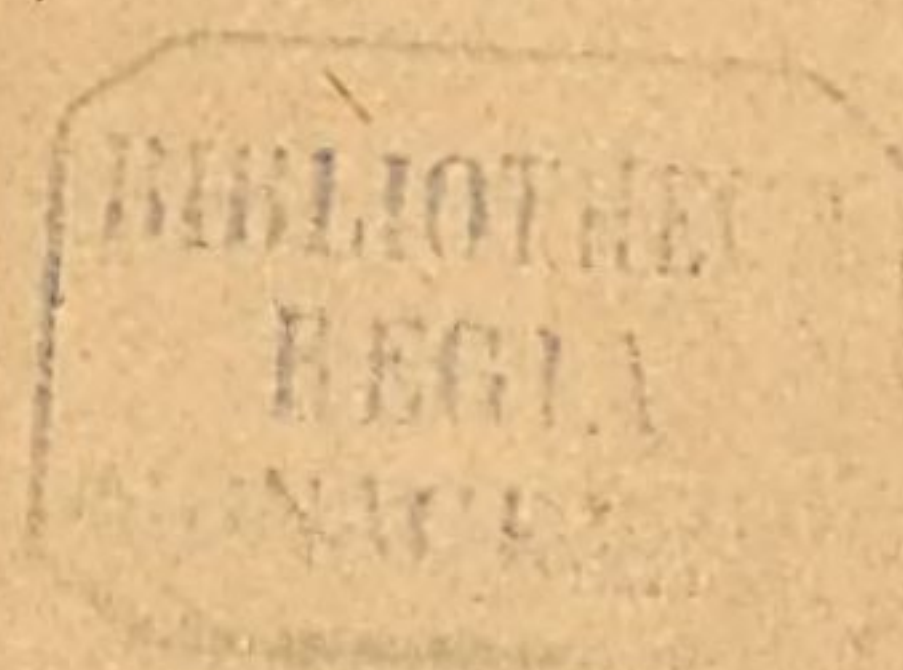


rm.
9
3

100
100
100

P. o. germ. 399ⁿ - 3 Friedrich



Die
Frau des Arbeiters.

Sozialer Roman

von

friedrich friedrich.

Dritter Band.

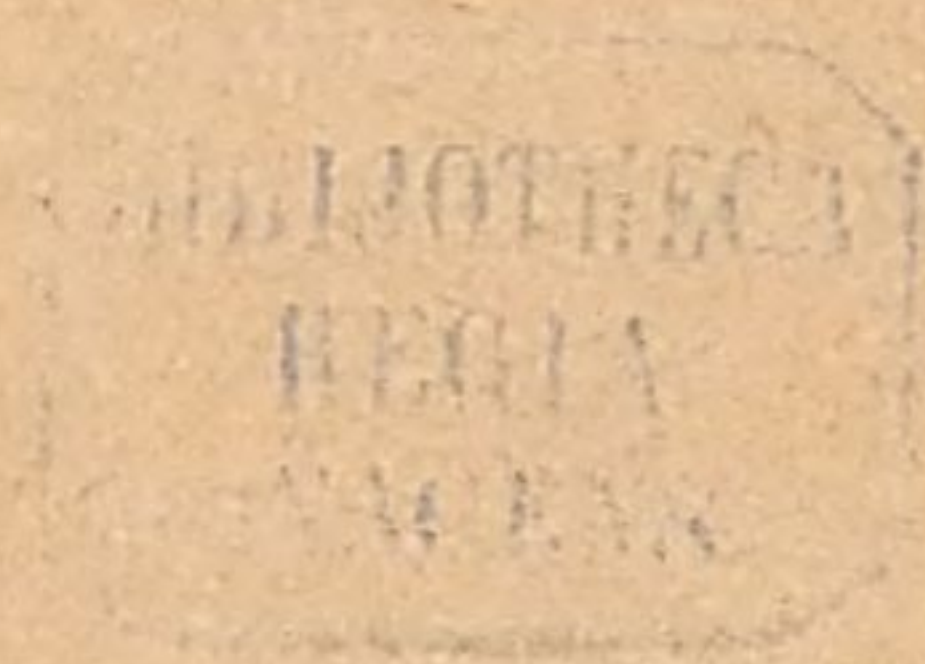


Leipzig.

Verlag von Wilhelm Friedrich.

R. R. Hofbuchhändler.

Alle Rechte vorbehalten.





Erstes Kapitel.

Früh am folgenden Morgen begab sich Hassel zum Fabrikanten Heerbach, der eine gleiche, aber weniger große Fabrik wie Tröbel besaß. Er traf denselben bereits in seiner Fabrik.

Sobald Heerbach den früheren Buchhalter erblickte, führte er ihn in sein Zimmer und verschloß die Thüre sorgfältig hinter sich.

Es war eine kleine Gestalt mit stechenden, scheuen Augen. Er schien in fortwährender nervöser Aufregung zu sein, denn jede seiner Bewegungen war schnell und hastig, so daß seine Nähe einen beunruhigenden Einfluß ausübte.

„Sehen Sie sich“, sprach er zu Hassel, während er vor ihm stehen blieb und aus den Augen des Buchhalters zu lesen suchte, welche Nachricht ihm derselbe brachte.

Hassel's Gesicht war vollständig ruhig; auch der geschickteste Beobachter würde nichts aus ihm errathen haben.

„Gestern Abend ist alles entschieden und beschlossen worden“, sprach er.

„Was?“ unterbrach ihn Heerbach.

„Heute Morgen geht eine Deputation der Arbeiter zu Fröbel und theilt ihm die Forderung der Lohnerhöhung mit“, fuhr Hassel fort. „Vier und zwanzig Stunden werden ihm Bedenkzeit gegeben; wenn er dann die Forderung nicht bewilligt, so stellen alle seine Arbeiter gleichzeitig die Arbeit ein.“

Ueber das Gesicht des Fabrikanten glitt ein freudiges Lächeln.

„Heute Morgen wird dies geschehen?“ fragte er, als ob Zweifel in ihm aufstiegen.

„Heute Morgen.“

„Wenn dieser Beschluß nun geändert wird?“

„Das ist nicht möglich, denn die Versammlung hat ihn gestern Abend gefaßt; er muß ausgeführt werden!“

„Und wenn Fröbel nun die Forderung erfüllt?“ warf Heerbach ein.

Ueber Hassel's Gesicht glitt ein ruhiges Lächeln.

„Das wird er nimmermehr thun, dazu kenne ich ihn zu genau. Er wird über die Forderung so erbittert sein, daß er nicht um eine Haarsbreite nachgiebt! Ich weiß, wie leicht er in Zorn gerathen kann; er hat gegen seine Befehle nie den geringsten Einspruch gestattet, selbst dann nicht, wenn es zu seinem Vortheile war.“

„Die Forderung wird ihm so überraschend kommen, daß er nicht Zeit zum Ueberlegen gewinnt!“ bemerkte Heerbach.

„Ich habe Sorge getragen, daß er nicht überrascht wird. Jetzt weiß er bereits, was ihm heute Morgen bevorsteht, er hat Zeit genug zum Ueberlegen.“

Heerbach schwieg und schien nachzudenken.

„Ich habe Ihnen die Unterhandlungen genannt, in denen Fröbel jetzt mit mehreren Bauherren steht,“ fuhr Hassel fort. „Es handelt sich um bedeutende Lieferungen. Jetzt kann er keine Verpflichtungen übernehmen, da er nicht einmal im Stande ist, seinen alten nachzukommen; mit geringer Mühe können Sie diese Aufträge für sich gewinnen. Ihr einziger Concurrent ist jetzt für eine Zeit lang lahm gelegt, Sie können deshalb sogar die Preise höher stellen.“

Dies schien Heerbach einzuleuchten, dennoch stiegen Bedenken in ihm auf.

„Frobel ist zu klug, als daß er sich nicht dassebe auch sagen sollte!“ warf er er ein.

„Natürlich!“ erwiderte Hassel ruhig. „Er versteht sehr gut und genau zu rechnen; er wird sich über den Verlust, den er erleidet, nicht täuschen, allein er giebt dennoch nicht nach. Dies weiß ich so sicher, daß ich bereit bin, jede Wette darauf einzugehen. Den Verlust wird er verschmerzen, weil er sehr reich ist, nachgeben wird er nicht und sollte seine Fabrik für immer geschlossen bleiben!“

„Für so fest halte ich ihn nicht“, bemerkte Heerbach

„Dann kennen Sie ihn nicht so genau, wie ich ihn kenne.“

„Dann werden die Arbeiter nachgeben, wenn sie sehen, daß ihre Forderung nicht erfüllt wird.“

„Wenn Sie mit der Erregung, die jetzt herrscht, bekannt wären, würden Sie auf diesen Gedanken nicht gekommen sein. Mögen immerhin Einzelne für eine Ausöhnung gestimmt sein, ich werde Sorge tragen, daß dieselbe nicht zu Stande kommt, und ich besitze Einfluß genug, daß ich Wort halten kann.“

„Wer giebt mir aber die Gewißheit, daß meine Arbeiter dem Beispiele nicht folgen?“ rief Heerbach.

„Dann würde ich in dieselbe und in eine noch größere Verlegenheit gerathen, denn ich bin nicht reich und kann Verluste nicht so leicht verschmerzen!“

„Dies wird nicht geschehen. Es war die Rede

davon, eine Anzahl Arbeiter verlangten, daß Ihnen dieselbe Forderung gestellt, und daß gleichzeitig auch in Ihrer Fabrik die Arbeit niedergelegt werde. Ich bin mit allen Kräften dagegen eingetreten und habe zuletzt gesiegt, indem ich den Leuten vorstellte, sich nicht jeden Rückzug zu Ihnen abzuschneiden, und erst dann mit derselben Forderung an Sie heranzutreten, wenn Fröbel nachgegeben habe. Ich setzte Ihnen auseinander, daß es klüger sei, erst gegen Fröbel allein, als gleichzeitig auch gegen Sie vorzugehen, weil Fröbel sich dann mit Ihnen zum Widerstand vereinigen werde. Habe Fröbel nachgegeben, so seien Sie gezwungen, dasselbe zu thun!"

"Sie selbst haben dies gesagt?" unterbrach der Fabrikant ihn erregt. "Sie sind gegen mich aufgetreten und jetzt wollen Sie mir einreden, daß ich Nichts zu befürchten habe!"

Er bewegte bei diesen Worten lebhaft die Arme und lief erregt im Zimmer auf und ab.

Ueber Hassel's Gesicht glitt ein ruhiges Lächeln.

"Ich habe nur in Ihrem Interesse gehandelt, wie ich Ihnen versprochen", erwiderte er. "Weshalb sollte ich die Leute nicht durch eine Aussicht beruhigen, die nicht eintreten wird? Die Arbeiter werden nicht siegen, weil Fröbel nicht nachgiebt."

"Dies können Sie nicht mit Bestimmtheit voraussagen!"

„Herr Heerbach, wir werden sehen, wer Recht hat. Ihnen bliebe im schlimmsten Fall immer noch ein Ausweg offen.“

„Welcher?“

„Wenn Fröbel wirklich nachgeben sollte, was er indessen nicht thun wird, so könnten Sie Ihre Arbeiter dadurch abhalten, eine gleiche Forderung an Sie zu stellen, daß Sie freiwillig den Lohn um ein Geringes erhören!“

„Das kann ich nicht, denn der Arbeitslohn ist bereits hoch genug; ohnehin würden die Arbeiter nicht damit zufrieden sein.“

„Ich würde dafür sorgen, daß sie zufrieden wären — doch es kommt dahin nicht!“

Heerbach wurde durch diese Versicherung wenig beruhigt.

„Ich würde mir selbst den größten Nachtheil zufügen, wenn ich Lieferungsverträge abschlosse und nicht im Stande wäre, dieselben zu erfüllen,“ sprach er. „Und ich würde sie nicht erfüllen können, wenn auch in meiner Fabrik die Arbeit eingestellt würde. Ich käme sogar noch in eine mißlichere Lage als Fröbel, seine Fabrik ist alt, ich kann mir nur durch Pünktlichkeit neue Kundschaft und Vertrauen erwerben!“

„Gewiß, ich stimme Ihnen vollkommen bei,“ entgegnete Hassel. „Ich hoffe aber, daß Sie klüger

handeln werden als Fröbel, der bei aller Vorsicht doch bisher stets Eines vergessen hat. Sie brauchen, um sich zu sichern, in die Verträge, welche Sie abschließen, nur die wenigen Worte einzufügen, daß Sie Ihren Verpflichtungen pünktlich nachkommen würden, wenn nicht eine Arbeitseinstellung eintrete. Doch wie gesagt, Sie haben selbst dies nicht einmal nöthig; richten Sie nur darauf Ihre ganze Aufmerksamkeit, daß Ihnen die Aufträge, welche Fröbel zugedacht sind und die er jetzt zurückweisen muß, nicht entgehen. Alle weiteren Besorgnisse sind unnöthig."

Heerbach's Befürchtungen schienen trotzdem nicht zu schwinden. Unschlüssig und überlegend schritt er im Zimmer auf und ab. Es waren Bedenken in ihm aufgestiegen, an die er früher nicht gedacht hatte.

Hassel erhob sich, seine Geduld ging zu Ende, ob schon er äußerlich vollständig ruhig blieb.

"Herr Heerbach", sprach er. "Sie haben mir für den Fall, daß in Fröbel's Fabrik die Arbeit eingestellt werde, 300 Mark zugesichert; dies wird heute geschehen, ich habe also ein Anrecht auf diese Summe."

"Ich werde sie Ihnen geben", unterbrach ihn der Fabrikant unwillig.

"Bitte, hören Sie meinen Vorschlag. Wollen Sie mir die doppelte Summe geben, wenn Alles so eintrifft, wie ich es Ihnen gesagt habe, wenn die

Arbeiter mit ihrer Forderung abgewiesen werden und unterliegen, wenn sie schließlich genöthigt sind, unter den alten Bedingungen die Arbeit wieder aufzunehmen? Tritt dies nicht ein, so verzichte ich auch auf diese 300 Mark.

Der Fabrikant blickte ihn prüfend an, er schien zu überlegen.

„Gut, ich bin damit einverstanden!“ entgegnete er dann. „Ich verlasse mich darauf, daß Sie das strengste Stillschweigen beobachten,“ fügte er hinzu, da er Hassel's Charakter nicht traute.

Der frühere Buchhalter lächelte.

„Das erfordert mein eigenes Interesse“, bemerkte er. „Ich würde mich wohl nicht wieder in der Versammlung der Arbeiter sehen lassen dürfen, wenn sie von unserem Uebereinkommen Kenntniß erhielten. Ich hoffe, dies wird Sie beruhigen.“

„Ja,“ gab Heerbach zur Antwort.

Hassel verließ ihn. Als er über die Straße hinschritt, piffte er vergnügt die Melodie einer Opernarie, denn er war mit dem Handel, den er abgeschlossen hatte, zufrieden. Wäre es ihm auch lieb gewesen, wenn er augenblicklich Geld bekommen hätte, so konnte es ihm doch nicht schwer werden, bei solchen Aussichten sich Mittel zu verschaffen. Er lachte über Heerbach, denn an Eins hatte der sonst so schlaue Mann nicht gedacht. Wenn er ihm auch die 600

Mark zahlte, so hatte er damit noch nicht alle Verpflichtungen abgelöst. Es mußte ihm auch späterhin noch an seinem Schweigen gelegen sein, und dies wollte er sich dann möglichst hoch bezahlen lassen. Er sah Heerbach als eine Quelle an, aus der er später schöpfen konnte, wenn er sich in Verlegenheit befand.

Um den Erfolg der Arbeiterdeputation bei Fröbel abzuwarten, begab er sich in eine der Fabrik nahe gelegene Restauration. —

Als Johanna an diesem Morgen in die Stube trat, in welcher ihr Mann noch auf dem Sopha lag und schlief, war sie auffallend bleich. Ihr hatte kein Schlaf für kurze Zeit Vergessenheit gebracht und die Schärfe des Schmerzes genommen, sie hatte gewacht und immer und immer wieder das Geschehene überdacht. Sie wollte Wenzel's Versicherung, daß er nicht schuldig sei, glauben, dann wieder zweifelte sie, dann hallten seine Worte: „Ein Thor, wer das Leben nicht leicht und lustig nimmt!“ ihr im Ohr nach. Er hatte sie mit heiterer Stimme gerufen, wenige Stunden, nachdem er im Grolle von ihr gegangen, während ihr Herz in Angst fast vergangen war. Sie vermochte ihn nicht mehr zu begreifen, und das Vertrauen zu ihm, dem sie ihr ganzes Leben anvertraut hatte, war erschüttert.

Wenzel erwachte bei ihrem Eintreten und fuhr empor. Er schien nicht sofort zu fassen, wie er auf

das Sopha gekommen sei, erst allmählich kehrte das Geschehene in seine Erinnerung zurück.

Er sprang auf und trat auf Johanna zu, ihr die Hand entgegenstreckend.

„Hältst Du mich noch für schuldig?“ fragte er.

Johanna's Augen ruhten eine Secunde lang fest in den seinigen, ehe sie antwortete.

„Wenn ich von Deiner Schuld überzeugt wäre, würde ich dann noch hier sein?“ entgegnete sie ernst.

„Aber Eins darf ich Dir nicht verhehlen: ich verstehe Dich nicht mehr und nur die Zeit kann mir wiedergeben, daß mein Vertrauen so fest und innig ist, wie es war.“

„Johanna, ich war in Verzweiflung über Deine Worte, und berauscht, viel war mir gestern durch den Kopf hingefahren, da trat mir Betty unerwartet auf der Treppe entgegen. Ich wußte ja nicht einmal, daß sie hier im Hause wohnt, sie zog mich in ihr Zimmer, um mir dasselbe zu zeigen, ich weiß selbst nicht mehr, weshalb ich ihr folgte, sie war so lustig, da vergaß ich für kurze Zeit, was mich während des ganzen Abends gepeinigt hatte.“

„Und Du vergaßest auch mich!“ warf Johanna ein.

Wenzel wollte dies nicht zugeben, obschon er es nicht leugnen konnte.

„Laß — laß, Karl,“ unterbrach ihn Johanna.

„Der gestrige Tag ist ein schwerer und verhängniß-

voller in unserem Leben gewesen, Jedes von uns Beiden hat sich etwas vorzuwerfen, was sich nicht vergessen läßt, aber es kann gesühnt werden durch uns selbst. Hieran laß uns jetzt denken. Was wir gegenseitig verloren haben, müssen wir wieder gewinnen, sonst ist unser Glück für immer vernichtet, und unser Leben wird ein trauriges.“

Wenzel versicherte, daß er alles, was in seinen Kräften stehe, thun werde. Er wollte noch mehr hinzufügen, allein der Kopf war ihm schwer und wüßte, und nicht ohne Bangen dachte er an die Aufgabe, welche er übernommen und an diesem Morgen zu erfüllen hatte. Er hatte nicht den Muth, sie Johanna jetzt mitzutheilen, weil er wußte, daß sie sich ängstigen würde.

Brand hatte versprochen, ihn abzuholen, er suchte ihm zuvorzukommen und verließ Johanna mit einem Händedruck.

Schon auf der Treppe begegnete ihm der kleine Gelehrte.

„Ah, Sie kommen schon!“ rief er. „Sie werden so wenig Ruhe haben wie ich. Wenn ich doch mit Ihnen zu Fröbel gehen könnte, um zu sehen, wie überrascht der Herr dreinschauen wird, weil die Arbeiter sich endlich ermannt haben und mit einer Forderung an ihn herantreten! Gefallen wird es ihm nicht. Lassen Sie sich nur durch nichts einschüchtern! Bedenken Sie,

daß Sie im Namen der Arbeiter sprechen, daß Sie nicht als Fröbel's Untergebener vor ihm stehen, sondern als freier Mann. Von der nächsten Stunde wird viel, unendlich viel abhängen!"

Wenzel versicherte, daß er alle Kräfte zusammennehmen werde.

„Sprechen Sie heute nur mit demselben Feuer, wie gestern Abend,“ fuhr Brand fort. „Vergessen Sie nicht, daß heute der Tag ist, an dem Sie sich und Tausenden eine neue Zukunft gründen. Dieser Gedanke muß Sie begeistern. Mag Fröbel sich auch anfangs weigern, er muß nachgeben, denn Ihre Forderung ist eine gerechte, und wer das Recht auf seiner Seite hat, der darf und muß fest und sicher auftreten.“

Sie waren vor der Fabrik angelangt. Eine Anzahl Arbeiter erwartete dort Wenzel's Ankunft, auf den Gesichtern Aller lag eine erwartungsvolle Spannung.

„Ich werde hier warten, bis Sie bei Fröbel gewesen sind,“ sprach Brand. „Theilen Sie mir sofort seine Antwort mit. Nun nehmen Sie sich zusammen, und halten Sie vor allem Ihren Muth oben!“

Er drückte Wenzel fest die Hand.

Wenzel trat in die Fabrik ein. Die meisten Arbeiter befanden sich bereits in den großen Arbeitsälen, allein sie hatten noch nicht wie an einem anderen Morgen sich an die Arbeit begeben, sondern standen

in Gruppen nebeneinander und unterhielten sich auf das Lebhafteste. Nur Wenige blickten besorgt darein, die Meisten sahen sich schon im Beginne eines herrlichen Lebens.

Als Wenzel eintrat, drängten sich Viele um ihn; er war ja ihr Führer und der Sprecher der Deputation.

„Ist Herr Fröbel bereits in der Fabrik?“ fragte er.

„Er ist in seinem Zimmer,“ lautete die Antwort.

„Jetzt geht an Eure Arbeit,“ fuhr Wenzel fort.

„Es muß ihm auffallen, daß Ihr nicht arbeitet, sondern zusammensteht und spricht.“

Nur Wenige gehorchten seinen Worten, ihre Erregung war zu groß.

Wenzel hätte sich noch gern einige Ruhe gegönnt, um noch einmal zu überlegen, was er Fröbel sagen wollte, denn seit dem Abende zuvor hatte er keine Zeit dazu gewonnen, die Ungeduld der Arbeiter drängte ihn. Diejenigen, welche ihn begleiten sollten, traten bereits zu ihm. Er strich mit der Rechten über die Stirne hin, denn der Kopf war ihm noch schwer.

Von vier Arbeitern begleitet begab er sich in Fröbel's Zimmer.

Der Fabrikant saß an seinem Arbeitstische und wandte sich nur etwas zur Seite, als sie eintraten. Er gab sich sichtbare Mühe, ruhig zu bleiben, allein seine Augen leuchteten und um seinen Mund zuckte es.

Wenzel war selbst zu erregt, um dies zu bemerken.

„Was wünschen Sie?“ fragte Fröbel kurz, da er gewohnt war, mit den Arbeitern nur kurz und befehlend zu sprechen.

Wenzel sagte ihm, daß er im Auftrage sämmtlicher Arbeiter der Fabrik komme, um eine Erhöhung des Lohnes zu fordern. Er suchte diese Forderung zu begründen, indem er darauf hinwies, daß die Arbeiter ein Recht hätten, ihre Lage zu verbessern, daß die Früchte ihres Schweißes nicht allein mehr Andern zu Gute kommen dürften, sondern, daß auch sie an denselben Theil haben wollten.

„Ersparen Sie sich Ihre Auseinandersetzungen, denn ich kenne dieselben schon ziemlich,“ unterbrach ihn Fröbel mit spöttischem Tone, indem er sich erhob. „Ich denke, Sie kennen mich hinreichend, um zu wissen, daß ich auf solche Redensarten sehr wenig gebe. Die Phrasen von dem Schweiß der Arbeiter, von dem Slaventhum und von dem ungeheuren Gewinne der Arbeitgeber sind bereits zu bekannt, als daß sie auf mich den geringsten Eindruck machen könnten. Wiederholen Sie noch einmal Ihre Forderung, das wird uns am schnellsten zum Ziele führen.“

Wenzel nannte die Forderung, er fügte hinzu, daß man beschlossen habe, Fröbel vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit zu gewähren, und daß man dann sofort

die Arbeit einstellen werde, wenn er die Forderung nicht gewähre.

Fröbel zitterte leise vor Aufregung, dennoch beherrschte er sich.

„Wer hat dies beschlossen?“ fragte er.

„Ihre Arbeiter.“

„Alle?“

„Ja, es hat sich keiner ausgeschlossen.“

Fröbel's Brust dehnte sich, er holte langsam und tief Athem. Es zuckte auf seinem Gesichte wie Wetterleuchten vor einem Gewitter.

„Vierundzwanzig Stunden wollen Sie mir Bedenkzeit geben?“ fragte er.

„Ja,“ versicherte Wenzel.

„Haha! Sie sind sehr freundlich, daß Sie nicht sogleich die Entscheidung von mir verlangen!“ rief Fröbel mit bitterm Lachen. Seine Beherrschung schwand mehr und mehr. „Ich werde sie Ihnen indeß sofort geben, hören Sie zu und theilen Sie meine Antwort Denen, die Sie zu mir gesandt haben, mit: Ich weise Ihre Forderung mit Entschiedenheit zurück und werde den Arbeitslohn auch nicht um einen Pfennig erhöhen! Dies ist meine Antwort.“

Das Blut wich aus Wenzel's Wangen, denn eine so entschiedene und schroffe Entgegnung hatte er nicht erwartet.

„Sie haben vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit,“ bemerkte er noch einmal.

„Ich brauche keine Bedenkzeit,“ unterbrach ihn Fröbel heftig. „Ich bin kein Knabe, der nicht weiß, was er zu thun hat, und von der Antwort, die ich Ihnen gegeben habe, nehme ich nichts zurück; ich hindere Sie auch nicht, die Arbeit einzustellen, Sie haben ja Ihren freien Willen, wenn schon Sie stets sagen, daß Sie nur Sklaven seien. Dies berichten Sie Ihren Auftraggebern! Nun fort aus diesem Zimmer, denn hier haben Sie nichts mehr zu suchen!“

Betroffen kehrten Wenzel und seine Begleiter in die Werkstatt zurück; die Arbeiter umringten sie, viele von ihnen hatten sich doch der Hoffnung hingegeben, daß Fröbel die Forderung sofort bewilligen werde. Als Wenzel ihnen die entschiedene und schroffe Antwort des Fabrikherrn mittheilte, brach lauter Unwille aus. Einzelne stießen Drohungen aus, die Meisten schienen unentschlossen zu sein, was sie nun thun sollten.

Da trat Fröbel in die Werkstatt.

„Wer für den bisherigen Arbeitslohn nicht weiter arbeiten will, kann die Fabrik sofort verlassen,“ sprach er mit fester, lauter Stimme. „Wer noch Lohn zu verlangen hat, möge sich denselben von meinem Kassirer auszahlen lassen.“

Ein lautes Murren der Unzufriedenheit entstand.

„Ruhig!“ rief Fröbel, indem er unerschrocken in die Mitte der Erregten eintrat. „Ihr sagt immer, Ihr wolltet nicht länger Sklaven sein, nun ich will Euer Sklave auch nicht werden. Hier bin ich Herr und will es bleiben. Dies ist mein Haus und ich werde gegen Jeden, der mir hier entgegen zu treten wagt, von meinem Hausrechte Gebrauch machen! Ihr wollt ja die Arbeit einstellen, nun Ihr sollt Euren freien Willen haben!“

„Wir haben das Recht, einen höheren Lohn zu verlangen,“ rief ein Arbeiter.

„Gewiß!“ entgegnete Fröbel. „Ich bestreite dies Recht nicht, allein ebenso wenig werde ich mein Recht, diese Forderung zurück zu weisen, beeinträchtigen lassen. Ich zwingen Niemand, bei mir zu arbeiten!“

„Sie können ohne Arbeiter nicht fertig werden!“ warf ein Anderer ein.

„Das ist meine Sache und in meine Angelegenheiten lasse ich Niemand reden!“ erwiderte Fröbel. „Wenn ich heute meine Fabrik für immer schließe, so kann mich keiner von Euch daran hindern, und ich werde es zehnmal lieber thun, ehe ich mir eine Forderung aufdrängen lasse. Ihr wollt die Arbeit einstellen, nun fort, denn hier habt Ihr nichts mehr zu suchen!“

Er trat in sein Zimmer zurück.

Laute Drohungen verfolgten ihn. Der Unwille
Fr. Friedrich, Die Frau des Arbeiters. III.

war um so größer, je mehr Hoffnungen getäuscht waren. Wenzel mußte alle Kräfte aufbieten, um mehrere erregte Köpfe, die Fröbel folgen wollten, zurück zu halten und Gewaltthaten zu verhüten.

Stürmisch verließen die Arbeiter die Fabrik.

Vor derselben erwartete sie Brand, auch er schien einen anderen Ausweg erwartet zu haben, verschwieg dies jedoch.

„Verliert den Muth nicht!“ rief er. „Der stolze Herr muß nachgeben und er wird nachgeben. Ihr könnt im schlimmsten Falle wenige Thaler einbüßen, die Euch später hundertfach ersetzt werden, er würde Tausende verlieren! Glaubt Einer von Euch, daß er auf den Gewinn, den ihm die Fabrik bringt, verzichten wird? Haha! Ich kenne die Reichen besser, sie wollen ihre Schätze stets noch vermehren! Ohne Arbeiter kann Fröbel nicht fertig werden, er bedarf Eurer Arme, deshalb harret aus, gebt nicht nach, weil er nachgeben muß! Hinter Euch stehen Hunderttausende, welche Euer Vorgehen mit Jubel begrüßen werden! Ihr schießt in das Unrecht, welches auf den Arbeitern lastet, eine Bresche und durch dieselben werden Eure Kameraden in dichten Massen nachdrängen! Ihr müßt siegen, weil Ihr für Euer Recht kämpft!“

Dies waren Worte für die aufgeregten Köpfe; ein Hurrah war die Antwort.

Die meisten der Arbeiter drängten nach der nächsten Restauration; sie hatten jetzt freie Zeit und glaubten dieselbe nicht besser als mit Trinken hinbringen zu können.

Sie trafen mit Hassel zusammen, als dieser von Wenzel Fröbel's entschiedene und schroffe Antwort erfuhr, leuchteten seine Augen.

„Er hat den ganzen Arbeiterstand beleidigt“, rief er. „Wer jetzt nachgiebt, den nenne ich einen Feigling! Fröbel muß zuerst zu Euch kommen und eine Versöhnung anbahnen, dann könnt Ihr noch mehr verlangen!“

Er brachte ein Hoch auf den Muth und die Ausdauer der Arbeiter aus.

Ein tolles Bechgelage begann. Nur Wenige dachten daran, daß sie daheim Frau und Kinder hatten und jetzt doppelt sparsam leben mußten, weil sie die Zeit noch nicht wußten, in der sie wieder verdienen würden. Brand hatte ihnen ja verheißen, daß sie von anderer Seite reichlich unterstützt werden würden. Die kühnsten Hoffnungen und unmöglichsten Pläne wurden ausgesprochen, einige der erregten Köpfe äußerten sich in einer Weise, als ob nun bereits die Zeit gekommen wäre, in der sie allein herrschen und der Welt die Gesetze vorschreiben könnten.

Die Mittagszeit war längst vorüber, als Wenzel

sich endlich losriß und heimkehrte. Seine Stimmung war nicht eine freudige, sondern eine gedrückte. Er wollte keiner Besorgniß den Eindruck in seine Brust gestatten, aber gegen seinen Willen schlich sich dieselbe ein.

Johanna hatte mit dem Essen auf ihn gewartet, sie fragte nicht, weshalb er so spät komme, aber die Aufregung, die aus seinen Augen sprach, fiel ihr auf.

Er erzählte ihr das Geschehene.

Johanna erbleichte, unwillkürlich sank ihre Hand nieder.

„Du brauchst nicht besorgt zu sein“, sprach Wenzel. „Du sollst keine Noth leiden. Fröbel wird bald nachgeben, dann wird unsere Lage sogar noch eine bessere.“

Johanna fühlte sich durch diese Versicherung nicht im Geringsten beruhigt; was sie mit stiller Angst befürchtet hatte, war jetzt eingetreten. Sie dachte nicht daran, ihrem Manne Vorwürfe zu machen, was würden dieselben auch geholfen haben!

„Karl, Du mußt besser wissen wie ich, ob Du recht gehandelt hast,“ entgegnete sie nur.

„Wir haben das Recht, unsere Lage zu verbessern und mehr zu verlangen! Kein Mensch kann uns dasselbe nehmen, selbst Fröbel hat dies eingeräumt. Und wenn unser Bestreben scheitern sollte, so wird

mich der Gedanke beruhigen, daß ich für unser Recht eingetreten bin!"

„Und wer wird Euch für die Opfer, die Ihr bringt, entschädigen?" warf die junge Frau ein.

„Unser eigenes Bewußtsein. Wenn jeder Mensch nur sein eigenes Interesse im Auge hat, dann wird die Menschheit nie weiter schreiten!" rief Wenzel.

Johanna schwieg. Sie wollte ihren Mann nicht reizen, wußte sie doch ohnehin, daß er auf ihre Mahnungen nicht hörte. Was aus seinem Schritte Unheilvolles erwuchs, das mußte sie ertragen, hatte sie in der letzten Zeit doch schon so viel geduldet.

An dem Abende desselben Tages fand wieder eine Versammlung statt, in welcher die weiteren Schritte und die Vertheilung der Unterstützungsgelder berathen und beschlossen wurden. Die vorhandene Summe reichte nur für wenige Tage aus und von anderen Vereinen war nur wenig zu erwarten, dennoch wurde beschlossen, fest und unerschütterlich auszuharren und von der einmal gestellten Forderung nicht das Geringste nachzulassen.

Es wurde ein ständiger Ausschuß ernannt, der fast den ganzen Tag zusammen sein sollte, damit er jederzeit im Stande sei, Beschwerden entgegen zu nehmen und im Interesse der Sache zu wirken. Wenzel stand an der Spitze dieses Ausschusses, in welchen

außer acht anderen Arbeitern auch Brand und Hassel gewählt waren.

Tage vergingen nun, an denen Wenzel außer des Nachts kaum einige Stunden in seiner Wohnung zubachte. Er hatte viel mit den Arbeitern zu kämpfen, von denen ein großer Theil die nun völlig freie Zeit in den Restaurationen zubachte. Die Unterstützungskasse war bald erschöpft, Ersparnisse hatten nur Wenige gemacht, Verlegenheit und Noth stellten sich nur zu bald ein.

Die Bedrängten wandten sich nun an den Ausschuß und vor Allem an Wenzel, der ja ihr Führer war, sie verlangten von ihm Hilfe, sie beriefen sich auf die Verheißungen, die er und Brand ihnen gemacht, und er war nicht im Stande, ihnen zu helfen.

Es kam zu stürmischen Scenen.

Er selbst hatte seine Ersparnisse bereits verbraucht und sah, ohne daß er dies gestehen mochte, der Zukunft nicht ohne Bangen entgegen. Die Befürchtung, daß das ganze Vorhaben scheitern und ein trauriges Ende nehmen könne, gewann immer mehr Raum in ihm, so sehr er sich auch dagegen sträubte. Mit Gewalt und Trotz wollte er durchsetzen, woran er selbst nicht mehr glaubte.

Und zu Hause fand er nicht wie einst Ruhe und Erholung. Obschon Johanna kein Wort des Vor-

wurfs zu ihm sprach, so las er denselben doch in ihren bleichen Zügen. Hatte sie ihn nicht gewarnt und ihm gesagt, daß das Vorhaben scheitern werde und müsse. Er hatte nicht auf sie gehört und ihr nicht Recht gegeben, sie durfte auch nicht Recht haben und sollte er sein eigenes Leben an das Gelingen setzen müssen. Er glaubte seine Ehre vernichtet, wenn er nicht durchdrang.

Er befand sich in einer verzweiflungsvollen Stimmung. Schon stand er auf dem Punkte, daß er nach dem häuslichen Glücke nicht mehr fragte, da es sich nach seiner Ueberzeugung um wichtigere Interessen handelte.

Brand glaubte noch immer fest an das Gelingen.

„Wir sind im Rechte und das Recht muß durchdringen!“ rief er. „Der Arm, der für die Wahrheit kämpft, darf nicht ermüden! Auf uns sind jetzt die Augen zahlloser Arbeiter gerichtet, denn von unserer Standhaftigkeit hängt auch ihr Wohl ab.“

Hassel freute sich im Stillen, denn Alles schien so zu kommen, wie er es wünschte. Fröbel gab nicht nach und schließlich waren die Arbeiter genöthigt, unter jeder Bedingung, die ihnen gestellt wurde, die Arbeit wieder aufzunehmen. Noch war dies jedoch zu früh und er bot Alles auf, um zum Ausharren aufzumuntern.

„Ihr müßt Fröbel zum Nachgeben zwingen“,

sprach er. „Wenn Ihr dies nicht thut, so seid Ihr verloren! Haha! Geht nur hin zu ihm und fragt, ob er Euch zu den früheren Bedingungen wieder in Arbeit nehmen wird! Ich habe erfahren, wie er gesonnen ist. Jetzt würde er Euch seine Macht fühlen lassen, denn er ging ja als Sieger aus dem Kampfe hervor, er würde den Lohn noch mehr herabdrücken und Ihr wäret genöthigt, Euch zu fügen. Ihr müßt ausharren!“

„Und Ihr sollt ausharren!“ rief Wenzel heftig und erregt, als einige Arbeiter unzufrieden murrten. „Habt Ihr Euch nicht mit Eurem Worte verpflichtet und gebunden? Wollt Ihr Euch selbst zu Lügnern machen? Ich werde Jeden einen Feigling und einen Lügner nennen, der von uns abfällt!“

„So helfen Sie uns, denn Sie haben uns Hilfe zugesichert!“ riefen mehrere Arbeiter.

Wenzel schwieg. Das nagte an ihm, daß er nicht helfen konnte, daß die Versprechungen, die er gegeben hatte, sich immer mehr als eitel erwiesen. Niedergeschlagen und verstimmt begab er sich heim; in seiner Wohnung vernahm er wenigstens keinen Vorwurf. Johanna empfing ihn still und gedrückt, wie sie schon seit Tagen gewesen war. Ruhig bat sie ihn, daß er ihr Geld geben möge, damit sie Brod und für ihr Kind Milch kaufen könne.

„Geld!“ wiederholte er, und er hätte erbittert auflachen mögen.

Auch hier, wo er Ruhe gesucht hatte, trat dieselbe Forderung an ihn heran, auch in seinem Hause schien die Noth anzuklopfen und einzukehren. Er hatte kein Geld mehr, die geringen Ersparnisse waren bereits geopfert. Er mochte dies Johanna nicht gestehen, aber ein Gefühl der Verzweiflung erfaßte ihn.

„Du sollst Geld haben“, rief er und wollte das Zimmer verlassen.

„Karl, wohin willst Du gehen?“ fragte Johanna, der seine Erregung nicht entging, indem sie ihn zurückhielt.

Er war nicht im Stande, ihr die Wahrheit zu sagen.

„Ich habe einem Freunde Geld geliehen“, entgegnete er. „Zu ihm will ich gehen, weil ich weiß, daß ich es jederzeit von ihm zurückerhalten werde.“

Er verließ das Zimmer.

Johanna hatte gesehen, daß er halb in Gedanken nach seiner Uhr gegriffen, als ob er sich überzeugen wolle, daß er sie noch habe — eine bange Ahnung stieg in ihr auf. Sollte es bereits dahin gekommen sein, daß er die Uhr verkaufen mußte! Wenn er irgend eine Hoffnung hätte, daß Fröbel nachgeben werde, so würde er es ihr längst gesagt haben; er

hatte geschwiegen, aber seine mit Mühe bekämpfte Aufregung hatte ihn deutlich genug verrathen.

Mit bangem Gefühle sah sie seiner Wiederkehr entgegen.

Er kam nach kurzer Zeit und gab ihr einige Thaler.

„Hier!“ sprach er. „Augenblicklich wirst Du wohl nicht mehr nöthig haben.“

Unwillkürlich hatte Johanna's Auge seine Uhr gesucht; sie bemerkte dieselbe nicht mehr. Das Blut drängte sich nach ihrem Herzen und einen Augenblick lang mußte sie nach Fassung ringen.

„Karl — Karl — Du hast Deine Uhr verkauft!“ rief sie dann.

Wenzel wandte sich ab und trat an das Fenster. Es würde ihm eine große Erleichterung gewesen sein, wenn er alles, was so drückend auf ihm lag, seiner Frau hätte vertrauen können! Einst hatte er es gethan, und sie hatte an jeder seiner Freuden und seiner Besorgnisse, mochten dieselben auch noch so gering gewesen sein, Theil genommen. Diese Zeit war vorüber. War es seine oder ihre Schuld, daß dies Vertrauen fehlte? Er konnte Johanna keinen Vorwurf machen.

„Ja, ich habe sie verkauft, weil ich den Freund nicht zu Hause traf und Dich nicht ohne Geld lassen

wollte," entgegnete er. „Ich kann sie jeden Tag wieder bekommen, und ohnehin habe ich jetzt keine Uhr nöthig," fügte er mit einer bitteren Empfindung hinzu.

Johanna schwieg. Mit Gewalt drängte sie die Thränen zurück, welche ihr in die Augen traten. —

Wieder vergingen Tage und die Lage der Arbeiter wurde eine immer schlimmere. Wenzel befand sich in einer Stimmung, in der er sich selbst kaum noch kannte. Der Troß hatte sich bei ihm in blinden Fanatismus verwandelt, der jede andere Anschauung schroff zurückwies. Er wollte das einmal Begonnene durchsetzen und sollte er selbst darüber zu Grunde gehen. Seine Kräfte richtig zu schätzen, war er nicht mehr im Stande.

Um Johanna die wahre Lage geheim zu halten, hatte er bereits verschiedene Gegenstände, die er früher zum Geschenke erhalten, verkauft, es gelang ihm jedoch nicht, seine Frau zu täuschen. Sie hatte vorausgesehen, daß es so kommen werde, wenn schon sie nicht geglaubt hatte, daß er sich so hartnäckig jeder besseren Ueberzeugung verschließen werde.

Gern unterzog sie sich jeder Einschränkung; was lag daran, daß sie manchen Tag nur ein Stück Brod aß, es fränkte sie nur, daß Wenzel mit jedem Tage verschlossener wurde. Hatte er das Zutrauen zu ihr verloren?

Wieder saß sie allein in dem kleinen Zimmer, das

Kind lag neben ihr in seinem Bettchen und schlief, als sie Tritte auf der Treppe und laute Stimmen vernahm. Sie horchte. Es waren Frauenstimmen und dies beruhigte sie, denn sie kannte nur wenig Frauen und konnte auf keinen Besuch rechnen. Ruhig blieb sie deshalb sitzen.

Da wurde ohne anzupochen die Thür hastig geöffnet und mehrere ärmlich gekleidete Frauen, von denen zweie Kinder auf dem Arm trugen, drängten sich in das Zimmer. Die erregten und rohen Züge der Eintretenden erschreckten Johanna, sie erhob sich und trat ihnen einen Schritt entgegen.

„Wo ist Dein Mann, wo ist Wenzel?“ rief eine der Frauen, eine noch junge Person, die ein Kind auf dem Arme trug, indem sie sich vordrängte. Ihre Stimme war rau, ihr geröthetes Gesicht verrieth, daß sie getrunken hatte, in ihren großen hervortretenden Augen lag etwas Freches.

„Er ist nicht zu Hause,“ gab Johanna zur Antwort.

„Natürlich,“ fuhr die Frau mit lauter, höhrender Stimme fort. „Er wird mit den Andern im Wirthshause sitzen und trinken, er wird mit ihnen die letzten paar Groschen verthun und eben so wenig an seine Frau und Kinder denken. Er ist ja der Führer und hat sie alle verführt!“

Das Blut trat aus Johanna's Wangen.

„Was wollen Sie von meinem Manne?“ fragte sie mit leise bebender Stimme.

„Was wir wollen?“ wiederholte die Frau mit höhnnendem Lachen, indem sie näher an Johanna herantrat. „Brod, Brod und Geld! Er hat unsere Männer bewogen, die Arbeit einzustellen, indem er ihnen die Köpfe verdrehte und ihnen versprach, einen höheren Lohn zu erringen. Haha! Angeführt hat er sie! Jetzt sitzt er mit ihnen und zecht. Ob ihre Frauen hungern, kümmert sie nicht. Mein Mann kommt jetzt nicht anders als betrunken nach Hause, und wenn ich Geld oder Brod verlange, schlägt er mich. Er schwagt dummes Zeug von seinem Ehrenworte, welches er gegeben habe — haha! Wenn er Ehre hätte, so würde er seine Frau und sein Kind nicht verhungern lassen! Aber er irrt sich in mir, wenn er glaubt, daß ich dies länger in Geduld ertrage. Mein Kind schreit und will Brod, und ich kann ihm feins geben, weil ich feins habe. Dein Mann hat unsere verführt, von ihm verlangen wir jetzt Brod; er soll uns Geld geben!“

„Unsere Männer machen es nicht anders — er hat sie alle verleitet, wir verlangen Brod von ihm!“ riefen die Anderen erregt durcheinander.

Johanna's Gesicht schien immer mehr zu erstarren. Lag in den bitteren Worten der Frauen nicht leider zu viel Wahrheit! War Wenzel nicht wirklich der

Führer, hatte er die Arbeiter nicht bewogen, die Arbeit niederzulegen! Daß auch er verführt war durch den Dr. Brand, daß auch er geglaubt hatte, im Interesse der Arbeiter zu handeln und ihnen einen Dienst zu erweisen, daß sein Streben ein ehrliches gewesen war — was half das alles jetzt, wo der Erfolg gegen ihn sprach! Hatte er nicht ihre eigene Warnung überhört, und war sie jetzt besser daran als diese Frauen? Ertrug nicht auch sie Entbehrungen?

Sie raffte alle ihre Kräfte zusammen.

„Ich werde es meinem Manne sagen, wenn er heimkehrt,“ entgegnete sie ruhig. „Er wird helfen, wenn es in seiner Macht steht!“

„Haha! Wenn es in seiner Macht steht!“ wiederholte die Frau mit spöttischer Stimme. „Er hat keine andere Macht, als die, unsere Männer zu verführen. Er wird uns helfen? Womit denn? Freilich Du wohnst hier gut! Seht,“ wandte sie sich an ihre Begleiterin, „seht wie schön der eingerichtet ist, der unsere Männer verführt hat! Hier herrscht keine Noth! Haha! Sie will es ihrem Manne sagen, damit er uns auslacht! Sie hofft uns mit diesen Worten los zu werden! Ohe ich indeß mit meinem Kinde verhungere, lieber will ich in das Gefängniß wandern! Gieb uns Brod — Brod!“

Johanna zitterte heftig; hätte sie Geld oder Brod gehabt, mit Freuden würde sie es hingegeben haben;

starrte ihr nicht aus den Augen und den eingefallenen Wangen des Kindes, welches die Frau auf ihrem Arm trug, der Hunger entgegen? Sie konnte nicht sagen, daß sie selbst schon Noth gelitten hatte!

„Mein Mann wird helfen,“ versicherte sie noch einmal.

„Wann? Wann?“ rief die halb betrunkene Frau. „Wenn wir verhungert sind vielleicht! Ich verlange jetzt Brod! Wollt Ihr warten?“ wandte sie sich an ihre Begleiterinnen. „Wollt Ihr Euch durch ein Versprechen abfertigen lassen? Könnt Ihr damit vielleicht Eure Kinder sättigen?“

„Nein, nein!“ riefen die Frauen und drängten immer weiter vor.

„Zwei Kinder habe ich bereits durch den Tod verloren und auch mein drittes, mein letztes werden sie bald zum Friedhose tragen, wenn ich nicht besser dafür sorgen kann!“ rief eine bleiche, hagere Person, indem sie ein krank aussehendes Kind über den Köpfen der anderen emporhielt. „Der Arzt hat ihm Fleisch und kräftige Suppen verordnet und ich kann ihm nicht einmal ein Stück Brod geben! Schreie, schreie, damit Alle hören, daß Du hungerst!“ rief sie dem Kinde zu. „Schreie: Brod, Brod! — Du hast heute noch nichts gegessen!“

Das Kind, ein ungefähr drei Jahr altes Mädchen, fing ängstlich an zu weinen.

„Hörst Du das Wimmern?“ fuhr die erste Frau heftig fort, indem sie auf Johanna eindrang. „Du scheinst freilich solche Töne nicht zu kennen! Das Kind weint, weil es hungert; gieb uns Brod, Brod!“

Angstvoll war Johanna vor das kleine Bett ihres Kindes hingetreten, um dasselbe zu schützen.

„Ich habe kein Brod,“ sprach Johanna tonlos, fast flüsternd.

„Haha! Hört Ihr!“ rief die angetrunkene Frau, ihre Begleiterinnen immer mehr reizend. „Sie sagt, sie habe kein Brod! Seht Ihr hier irgend einen Mangel? So gieb uns Geld!“

„Ich habe keins,“ preßte Johanna angstvoll hervor.

„Sie lügt! Sie hat kein Mitleid mit uns und will uns abweisen! Sie ist nicht besser als ihr Mann! Aber ich lasse mich nicht abweisen, braucht sie diese hübsche Decke über den Tisch?“

„Nein, nein!“ riefen die anderen Frauen.

„Dann will ich sie nehmen!“ rief die hagere Gestalt mit dem Kinde, indem sie die Decke von dem Tische riß und an sich nahm.

„Das ist Recht!“ riefen die Anderen lachend.

Sie drängten sich vor und rissen an sich, was sie erfassen konnten.

Johanna stand regungslos, wie erstarrt da. Sie hatte nicht die Kraft, den Arm auszustrecken, um dem Raube zu wehren.

Wie Furien umringten sie die erregten Weiber.

„Wie schön ihr Kind gebettet ist!“ rief die Anführerin der Frauen und streckte die Hand nach dem kleinen Bette aus, welches Johanna's Kind zudeckte.

Erschreckt warf sich die unglückliche junge Frau ihr entgegen.

„Schont mein Kind!“ rief sie und erhob flehend die Arme.

„Haha! Glaubst Du, unsere Kinder frieren nicht!“ rief die Angetrunkene, indem sie Johanna zur Seite stieß und das Bett des Kindes an sich riß. „Sollen wir hungern und frieren zugleich?“

Halb ohnmächtig sank Johanna neben dem Bette ihres Kindes nieder und breitete beide Arme über dasselbe, um es zu schützen. Sie bemerkte kaum, daß ihr das Tuch, welches sie um die Schultern geschlagen, abgerissen wurde, daß die Frauen mit sich nahmen, was ihnen gefiel. Wie ein wüster, entsetzlicher Traum erschien ihr alles. Sie hörte höhrende, lachende Stimmen, sie vernahm Schimpfworte, die ihr und ihrem Manne galten; allein die Stimmen klangen ihr wie aus der Ferne kommend, als ob sie ihr gar nicht gälten.

Und endlich war es ruhig — die erregten Frauen hatten das Zimmer verlassen.

Eine Zeit lang kniete sie noch halb bewußtlos da, dann rief die weinende Stimme ihres Kindes sie wach.

Sie fuhr empor und taumelte zurück, als sie einen Blick in das halb ausgeraubte Zimmer warf.

Sie hob das frierende Kind empor und trug es in ihr Bett, dann brach sie bewußtlos zusammen. So blieb sie lange liegen, bis Wenzel endlich heimkehrte.

Mit Bestürzung bemerkte Wenzel die wüste Unordnung in dem halb ausgeräumten Zimmer.

„Was ist hier geschehen?“ rief er.

Sohanna erhob sich langsam und erzählte das Vorgefallene.

Wenzel's Augen zuckten leidenschaftlich, zornig.

„Das sollen sie büßen!“ rief er. „So weit geht die Frechheit! Ist es nicht genügend, daß ich mit der Unvernunft und Rohheit der Männer zu kämpfen habe; ihre Weiber überfallen und berauben Dich! Kennst Du sie?“

„Nein, ich habe sie nie gesehen,“ gab Sohanna zur Antwort.

„Weil nicht alles nach ihrem Wunsche geht, deshalb klagen die Männer mich an,“ fuhr Wenzel aufgeregt fort. „Liegt es in meiner Hand, Fröbel's harten Sinn zu beugen! Kann ich ihn zum Nachgeben zwingen! So lange sie auf Gewinn hofften, stimmten sie mir freudig bei; jetzt, wo es auszuharren gilt, verlieren sie den Muth! Aber sie sollen ausharren, ich will sie zwingen, das gegebene Wort zu halten!“

„Wirst Du etwas dadurch erreichen?“ sagte Johanna.

Wenzel schwieg.

„Karl, noch ist es nicht zu spät, um einzulenken,“ fuhr Johanna fort. „Geh' zu Fröbel, er wird Euch unter den früheren Bedingungen wieder in Arbeit nehmen.“

„Nein — nein!“ unterbrach sie Wenzel heftig. „Dies wäre der letzte Schritt, den ich thäte, denn durch ihn würde ich meine Ehre dahingeben und mich lächerlich machen! Sprich nicht davon, ich will dies nicht hören, auch von Dir nicht! Die wahnsinnigen Frauen haben Dich erschreckt und besorgt gemacht, das Gericht soll gegen sie einschreiten!“

„Nein, Karl!“ bat Johanna. „Ich beurtheile die Unglücklichen nicht so hart. Was sollen sie beginnen, wenn der Hunger an ihnen nagt und ihre Männer ihnen nicht helfen? Es war eine bleiche Frau dabei, die hob ein Kind empor, welches krank und elend aussah. Schon zwei Kinder hat sie durch den Tod verloren; auch das Leben dieses dritten ist in Gefahr, wenn sie ihm nicht gute und kräftige Nahrung bietet, und sie konnte ihm nicht einmal ein Stück Brod geben, um seinen Hunger zu stillen. Willst Du eine Mutter verurtheilen, die für ihr Kind alles thut, die durch Verzweiflung zum Aeußersten getrieben wird! Klage den Mann an, der sie dahin gebracht hat!“

Wenzel wandte sich ab. Diese Worte trafen auch ihn und er konnte nichts darauf erwidern.

Um dieselbe Zeit betrat auch Hassel das Haus, um sich zu seiner Schwester zu begeben, die er seit mehreren Tagen nicht gesehen hatte. Seine Augen strahlten, denn eine Hoffnung, die er bereits für immer aufgegeben, war neu entstanden. Gerhard hatte ihm geschrieben und ihn gebeten, seine Schwester zu bewegen, ihm in die Stadt, in welcher er jetzt lebte, zu folgen.

„Sagen Sie Betty,“ schrieb er, „daß ich nicht im Stande sei, sie zu vergessen. Mehr denn je denke ich hier an sie, und immer mehr fühle ich, daß ich ohne sie nicht leben kann. Wohl sind meine Mittel hier beschränkter, allein sie reichen doch aus, um Betty ein stilles und sorgenfreies Leben zu schaffen, und Betty weiß, daß ich mit Freuden meinen letzten Thaler für sie hingebe. Nur auf Eins muß sie hier verzichten, auf öffentliche Vergnügungen, da ich sie zu denselben nicht begleiten kann. Ich werde glücklich sein, wenn ich täglich nur eine einzige halbe Stunde bei ihr zubringen kann; dafür soll sie aber auch all' die Liebe empfangen, die mein Herz nur geben kann. Ich würde Betty selbst geschrieben haben, allein ich weiß, daß Sie ihr meinen Wunsch besser sagen können als ich, weil Ihr Mund beredter ist und Sie einen großen Einfluß auf sie ausüben. Ist Betty bereit, meinem

Wünsche zu folgen, so geben Sie mir sofort Nachricht, damit ich eine Wohnung für sie miethen kann."

Diese Kunde wollte er seiner Schwester überbringen und er zweifelte nicht, daß auch sie sich freuen werde, denn aus Gerhard's Briefe sprach eine aufrichtige Liebe.

Er langte an der Wohnung seiner Schwester an und fand die Thür verschlossen. Ungeduldig pochte und klingelte er, Niemand öffnete. Um diese Zeit pflegte Betty nicht auszugehen, und wenn sie wirklich fortgegangen war, weshalb öffnete ihr Dienstmädchen nicht? Noch einmal pochte er heftig und lauschte, drinnen blieb es still.

Er begab sich zum Wirth, um von ihm Auskunft zu erhalten.

"Sie ist verreist," gab der Wirth auf seine Frage zur Antwort.

"Verreist?" wiederholte Hassel erstaunt. "Wann?"

"Gestern Morgen."

"Wohin?"

"Das weiß ich nicht," entgegnete der Wirth. "Das Fräulein übergab mir den Schlüssel zu ihrer Wohnung, damit ich denselben bis zu ihrer Wiederkehr aufbewahre."

"Wann wird sie wiederkehren?"

"Das weiß ich nicht, ich denke jedoch, nicht so schnell, weil sie viele Sachen mit sich genommen und

ihr Dienstmädchen für die Zeit in seine Heimath geschickt hat.“

Hassel's Erstaunen wuchs von Minute zu Minute.

„Es ist mir unbegreiflich,“ rief er. „Ist sie allein fortgereist?“

„Ja.“

Hassel begriff das Geschehene nicht. Noch vor zwei Tagen hatte sie ihm einige Zeilen geschrieben, in denen sie um Geld bat; er hatte den Brief unbeantwortet gelassen, weil er nicht im Stande gewesen war, ihr das Gewünschte zu übersenden. Wie konnte sie ohne Geld eine Reise unternehmen und wohin konnte sie überhaupt gereist sein?

Unwillkürlich richteten sich seine Gedanken auf Gerhard. Sollte er Betty geschrieben und sie gebeten haben, zu ihm zu kommen? — Er gab diesen Gedanken sofort wieder auf; denn welchen Grund könnte Betty dann gehabt haben, ohne sein Wissen abzureisen.

„Sie haben gesagt, daß Sie den Schlüssel zu der Wohnung haben,“ wandte er sich auf's Neue an den Wirth.

„Ganz recht.“

„Bitte, dann öffnen Sie mir die Wohnung. Meine Schwester hat mir von ihrer Abreise nichts gesagt — vielleicht hat sie einige Zeilen für mich zurückgelassen.“

Der Wirth war bereit, den Wunsch zu erfüllen.

Als Hassel in das Zimmer seiner Schwester trat, blieb er bestürzt stehen. Eine wüste Unordnung und Leere herrschte in demselben. Die Kasten der Komoden und des Secretairs standen offen und waren leer; außer den halb verwelkten Blumen auf dem Blumenstische bemerkte er keinen Gegenstand mehr, der Betty gehörte. Es war unmöglich, daß sie Alles nur für eine Reise mitgenommen hatte, das Zimmer gab ihm die Gewißheit, daß sie abgereist sei, um nicht wiederzukehren.

Er trat in die Kammer — dort war dieselbe Unordnung; er durchsuchte die auf der Erde umherliegenden Papiere, in der Hoffnung, irgend einen Zettel oder einen Brief, der ihm Aufklärung gebe, zu finden — vergebens.

Der Wirth war nicht minder überrascht, ihm drängte sich derselbe Gedanke auf.

„Ihre Schwester scheint gar nicht wiederkehren zu wollen,“ sprach er, indem er seine Möbel und Sachen prüfend untersuchte.

„Doch — doch!“ versicherte Hassel. „Ihre Abreise scheint eine sehr unerwartete und eilige gewesen zu sein — deshalb die Unordnung.“

„Sie hat nichts zurückgelassen, was ihr gehört,“ fuhr der Wirth fort. „Jede Kleinigkeit, die ihr Eigenthum ist, hat sie mitgenommen.“

Hassel schwieg, er mußte all' seine Kräfte zu-

sammennehmen, um dem Wirth nicht zu verrathen, was in ihm vorging.

„Sie wird mir jedenfalls heute noch Nachricht geben, dann werde ich auch Sie davon in Kenntniß setzen,“ sprach er endlich. „Verschließen Sie die Zimmer sorgfältig und lassen Sie Niemand hinein. Sie können jedenfalls nichts verlieren, denn die Miethen ist im Voraus bezahlt.“

Der Wirth war damit einverstanden.

Hassel verließ das Haus, langsam schritt er auf der Straße dahin. Noch war ihm das Ganze ein Räthsel und er sann vergebens nach, welchen Weg er einschlagen solle, um zu erfahren, wohin Betty sich gewandt habe. Wenzel begegnete ihm — vielleicht konnte er von ihm Aufklärung erhalten. Er trat zu ihm und fragte ihn. Wenzel wußte noch weniger als der Wirth.

„Meine Schwester hat mir erzählt, daß Sie vor einiger Zeit des Abends bei ihr waren,“ fuhr Hassel fort. „Hat sie Sie gebeten, ihr Geld zu leihen?“

„Nein,“ gab Wenzel zur Antwort, „ich würde auch nicht im Stande gewesen sein, ihre Bitte zu erfüllen. Sie wissen ja, seit wie langer Zeit ich nichts verdient habe und daß wir von keiner Seite mehr Unterstützung und Hilfe empfangen. Unser Vorhaben, auf dessen Gelingen wir so fest bauten, scheint zu scheitern!“

„Sie werden siegen, wenn Sie nur ausharren,“ entgegnete Hassel kurz, denn seine Gedanken waren nur auf seine Schwester gerichtet.

Was kummerte ihn Wenzel's besorgtes Gesicht, was die Noth, welche an viele der Arbeiter immer drückender herantrat! Alles war bisher nach seinem Wunsche gegangen, jetzt störte Betty durch einen unüberlegten Streich seine Freude.

Er verließ Wenzel und schritt weiter. An wen sollte er sich wenden, um über seine Schwester Auskunft zu erhalten? Sein sonst so kluger Kopf vermochte ihm keine Antwort zu geben. Er dachte daran, daß Betty den Baron liebte, allein Gersdorffen hatte nie verrathen, daß er sich besonders für sie interessire. Dennoch beschloß er, ihn aufzusuchen.

Auch Gersdorffen's Wohnung fand er verschlossen und der Wirth desselben sagte ihm, daß er verreist sei.

„Wann?“ fragte Hassel.

„Gestern Morgen.“

Unwillig trat der frühere Buchhalter mit dem Fuße auf die Erde; er konnte kaum noch zweifeln, daß der Baron und Betty ihn getäuscht und hintergangen hatten.

„Wissen Sie, wohin er gereist ist?“

„Nein.“

„Auch nicht, zu welchem Bahnhofe er gefahren ist?“

„Auch das nicht.“

„Hat er gesagt, wann er zurückkehren wird?“

„Nein, er sagte nur, daß er wahrscheinlich längere Zeit fortbleiben werde.“

„Haha! Bis er des Mädchens überdrüssig geworden ist!“ rief Hassel mit bitterem Lachen, ohne daß der Wirth seine Worte verstand. „Dann wird er sie verlassen und sich nicht weiter um sie kümmern! Mag sie dann untergehen, weshalb hat sie meine Pläne in so thörichter Weise durchkreuzt!“

Er begab sich nach einer Restauration in einer Stimmung, in welcher er der ganzen Welt zürnte und grollte, in der es ihm Vergnügen gewährte, auch an dem Gesichte Anderer zu rütteln und die Hoffnungen derselben zu vernichten.



Zweites Kapitel.

Am folgenden Morgen fand eine Versammlung der Arbeiter statt, die zwar nicht sehr zahlreich besucht war, in der es aber trotzdem sehr stürmisch herging. Wenzel beklagte sich, daß die Frauen mehrerer Arbeiter in seine Wohnung eingedrungen seien und dieselbe fast ausgeraubt hätten; er geißelte dies mit harten Worten und nun drangen die Männer der Frauen auf ihn ein.

Sie warfen ihm vor, daß er die Versprechungen, die er ihnen gemacht, nicht erfüllt habe.

„Wir haben keine Arbeit und hungern, unsere Frauen und Kinder hungern — haha! das ist der Sieg, der uns verheißen ist!“ rief einer aus der Menge. Wir wollten Fröbel zwingen, als ob er es

nicht länger aushielte als wir. Er ist reich. Erst gestern sah ich, daß er mit seiner Frau spazieren fuhr, er leidet keine Noth und wenn seine Fabrik noch Wochen lang still steht!"

Einige Andere stimmten ihm bei.

Wenzel und Brand boten alle Kräfte auf, um die Murrenden zu beruhigen und zu erimuthigen. Wenzel sprach um so leidenschaftlicher, weil er selbst keine Hoffnung mehr hegte, weil nur der Troß ihn anspornte.

Die Debatte wurde immer heftiger.

Da trat Hassel in die Versammlung. Sein Gesicht war noch bleicher als gewöhnlich, seine Augen hatten einen halb verschwommenen Glanz — ein sicheres Zeichen, daß er bereits viel an diesem Morgen getrunken hatte, und er kam in der That aus einer Weinstube.

„Wenzel“, rief er mit etwas lallender Stimme, die erst später mehr Festigkeit gewann, „wissen Sie, daß wir bereits einen Theil unserer Anhänger verloren haben, daß eine Anzahl Arbeiter bei Fröbel wieder zu den früheren Bedingungen in Arbeit getreten ist?“

„Unmöglich!“ rief Wenzel erschreckt. „Das kann nicht sein! Es haben sich Alle mit ihrem Worte verpflichtet, getreu zusammen zu halten und nichts ohne den Beschluß des Ausschusses zu thun!“

„Und dennoch ist es so, wie ich gesagt habe!“ fuhr Hassel fort. „Haha! Was kümmern sie sich um ein gegebenes Wort! Sie haben nicht den Muth, auszuharren und einen Tag zu hungern! Nicht ohne Grund komme ich so spät. Ich hörte es heute Morgen und wollte es nicht glauben, da habe ich mich selbst davon überzeugt.“

„Sie haben klüger gehandelt als wir!“ rief ein Arbeiter, vortretend. „Ich ertrage es auch nicht länger, wie es jetzt ist, denn wenn ich heim komme, weinen meine Kinder und meine Frau verlangt Brod!“

Wenzel wollte antworten. Hassel hielt ihn zurück. „Lassen Sie mich dem Manne entgegen“, sprach er und sprang auf einen Tisch. „Ihr seid thörichter als Kinder“, wandte er sich mit seiner scharfen und doch scheinbar ruhigen Stimme an die Arbeiter. „Erst wolltet Ihr Fröbel's Fabrik zerstören, so daß es Mühe kostete, Euch zu beruhigen, jetzt habt Ihr Lust, wieder zu ihm zu laufen und um Arbeit zu betteln, damit er Euch vielleicht höhrend zurückweist! Wenn ich nicht wüßte, daß Ihr Männer wäret, so würde ich daran zweifeln. Wollt Ihr Euch von Euren eigenen Kameraden auslachen lassen! Sollen sie sagen: „Sie stellen die Arbeit ein und haben nicht den Muth auszuharren!“ Eure Frauen würden standhafter sein!“

„Sie sind kein Arbeiter“, riefen sie. „Sie können uns leicht zurufen, daß wir ausharren sollen, weil Sie nichts dadurch verlieren und keine Noth leiden!“

„Herunter vom Tische!“ fiel ein Anderer ein. Herunter! Er gehört nicht zu uns, deshalb wollen wir auf ihn auch nicht hören!“

Mehrere Männer drängten an den Tisch, auf welchem der Buchhalter stand, um ihn herabzureißen. Wenzel sprang hinzu, um ihn zu schützen.

„Lassen Sie nur“, sprach Hassel lächelnd, und um seinen Mund zuckte ein spöttisches Lächeln. „Glaubt Ihr, daß ich Euch fürchte?“ wandte er sich an die drohenden Männer. „Ihr könnt mich vom Tische reißen, das gebe ich zu — was hättet Ihr dadurch erreicht? Ich würde sagen, Ihr wäret zu schwach, um die Wahrheit hören zu können! Ihr werft mir vor, daß ich kein Arbeiter sei, und doch muß ich mir mein Brod so gut verdienen, wie Ihr. — Sander!“ rief er dem Wirth zu, „bringen Sie den Männern Bier — natürlich auf meine Rechnung — so viel als sie trinken wollen, sie sollen wenigstens erkennen, daß ich es aufrichtig mit ihnen meine! — Trinkt, trinkt, dann werdet Ihr vergessen, daß Euch hungert!“ fuhr er fort. „Gebt nicht Wenzel und mir die Schuld, daß Fröbel noch nicht nachgegeben hat. Nur wenige Tage harret noch aus, dann wird sich Vieles ändern, aber Ihr müßt handeln, wie ich

Euch rathe. Wenn Fröbel sieht, daß Ihr nachgebt, dann wäre er ein Thor, wenn er es thun wollte. Diejenigen, welche zu der Arbeit zurückgekehrt sind, sind Verräther an Eurer gerechten Sache, sie allein tragen die Schuld, wenn Euer Vorhaben scheitert. Sie müssen ihr Wort halten und sich Euch fügen, denn Ihr habt beschlossen, daß Einer für Alle und Alle für Einen stehen sollen!“

„Können wir sie zwingen!“ rief ein Arbeiter!

„Gewiß, könnt Ihr das und Ihr habt das Recht, es zu thun!“ entgegnete Hassel. „Jetzt sind sie zum Mittagessen heimgekehrt, in einer halben Stunde werden sie sich wieder in die Fabrik begeben, wer will Euch hindern, dorthin zu gehen, Euch vor der Fabrik aufzustellen und sie zurückhalten?“

Der Wirth hatte auf Hassel's Rechnung Bier gebracht, dasselbe verfehlte seine Wirkung nicht.

Hassel's Worte fanden Beifall, nur Wenzel schien dagegen zu sein.

„Sollen wir mit unseren eigenen Kameraden Streit beginnen?“ warf er ein.

„Nein“, fuhr Hassel fort, „aber wir wollen sie an ihr Wort und an ihre Pflicht erinnern. Sie haben versprochen, nicht eher wieder in Arbeit bei Fröbel zu treten, als bis der Ausschuß dies beschlossen habe — sie betrügen ihre Kameraden, indem sie es diesen überlassen, den Kampf durchzukämpfen! —

„Glaubt Ihr“, wandte er sich an die Versammelten, „daß sie, wenn Ihr gesiegt habt, nicht denselben Lohn wie Ihr beanspruchen werden?“

„Gewiß werden sie das thun!“ riefen viele Stimmen.

„Dann müssen sie auch mit Euch kämpfen! Den Soldaten, der zum Feinde überläuft, trifft Schmach — der Arbeiter, der so handelt, ist nicht besser. Wer an Eurem Siege theilnehmen will, muß auch mit Euch kämpfen!“

„Er hat Recht!“ riefen einzelne Stimmen.

Hassel sprach immer beredter und überzeugender für seinen Vorschlag, er riß die erregten Köpfe immer mehr hin, selbst Brand gewann er für sich.

Nur Wenzel war noch dagegen; er trug Bedenken vor diesem Schritte.

„Wenzel, seien Sie kein Thor,“ entgegnete Hassel. „Es ist dies der einzige Weg, der übrig bleibt. Sehen Sie ruhig zu, so wird sich die Zahl der Abtrünnigen morgen verdoppeln und in wenigen Tagen werden Sie ganz allein dastehen. Sie sind der Führer und müssen die Fahne hochhalten! Thun Sie vielleicht ein Unrecht, wenn Sie die Abtrünnigen zwingen, ihr gegebenes Wort zu halten?“

In Wenzel's Kopfe fuhren die Gedanken wirr durcheinander. Er dachte an seine Frau und an die Noth, die auch bei ihm bereits anklopfte, er hatte

keine Hoffnung mehr und doch mochte er sich nicht ergeben.

„Gut, ich werde dabei sein,“ rief er endlich.

Die Zeit, um Hassel's Vorschlag auszuführen, drängte. Die Arbeiter scharten sich zusammen.

„Wenzel soll uns führen!“ riefen sie und rissen den halb Verzweifelten mit sich.

Aufgeregt, lärmend und singend begaben die Versammelten sich über die Straße zu Fröbel's Fabrik, nur Wenige entfernten sich heimlich. Vor dem Thor stellten sie sich auf.

Einige Angetrunkene lärmten laut und pochten mit Stöcken an die Thür. Wenzel wies sie zur Ruhe, sie hörten nicht. Er machte sie darauf aufmerksam, daß sie die Polizei zum Einschreiten zwingen würden, man lachte über ihn.

„Laß die Polizei nur kommen, wir wollen ihr den Heimweg zeigen!“ rief ein junger Arbeiter.

Der Lärm und die Aufregung wuchs mit jeder Minute.

Die Mittagsstunde zum Wiederbeginn der Arbeit schlug, einige Männer kamen die Straße herab.

„Dort kommen die Abtrünnigen!“ riefen Einige.

Mehrere der Genannten suchten sich durch die Dichtgedrängten Bahn zu brechen, um zum Thore der Fabrik zu gelangen.

„Haltet sie auf — laßt sie nicht durch!“ tönte es.

„Es hat Niemand das Recht, uns aufzuhalten!“ entgegneten die Bedrohten. „Wir haben kein Brod mehr, um zu leben, deshalb wollen wir arbeiten.“

„Wenzel, verweigern Sie den Leuten den Eintritt, Sie, als unser Führer, haben das Recht, dies zu thun“, rief eine Stimme.

Erregt drängte Wenzel sich vor.

„Zurück!“ rief er den Abgefallenen laut entgegen. „Ihr habt Euer uns gegebenes Wort gebrochen.“

„Mögen Diejenigen zuerst ihr Wort erfüllen, welche uns einen erhöhten Lohn versprochen haben“, gab einer der Arbeiter zur Antwort.

„Ihr sollt ihn haben, allein Ihr müßt mit uns ausharren“, fuhr Wenzel fort. „Ihr seid Verräther an unserer Sache und Ihr allein tragt die Schuld, wenn sie scheitert.“

Einige der Abtrünnigen schienen schwankend zu werden.

„Kommt“, rief ein alter Arbeiter ihnen zu, indem er zum Thore schritt. „Ich habe nicht Lust, mich zum zweiten Mal bethören zu lassen!“

„Zurück!“ fiel Wenzel ein und vertrat ihm den Weg.

„Mir hat Niemand zu befehlen!“ entgegnete der Alte.

„Doch, ich habe es!“ fuhr Wenzel fort und suchte ihn gewaltsam zurückzudrängen.

Die Begleiter des Alten sprangen ihm zur Hilfe, Wenzel stieß auch sie zurück.

Ein wilder Tumult drohte zu entstehen, eine Schlägerei, in der die Wenigen, welche die Arbeit wieder aufgenommen hatten, unterlegen wären — in diesem Augenblicke wurde das Thor von innen aufgerissen und mehrere Polizeibeamte traten hervor. Fröbel hatte sie rufen lassen und sie waren durch eine andere Thür auf den Fabrikhof gelangt.

Sie sahen, wie Wenzel die Arbeiter gewaltsam vom Thore zurückdrängte und sie ergriffen ihn, um ihn zu verhaften. Das Blut wich aus den Wangen des Aufgeregten.

„Ich lasse mich nicht verhaften!“ rief er und stieß, kaum wissend, was er that, die Polizeibeamten heftig zurück.

Auf's Neue wurde er ergriffen.

„Wollt Ihr mich im Stiche lassen?“ rief er seinen Begleitern zu. Die Meisten zogen sich ängstlich zurück, nur der kleine Gelehrte und drei Arbeiter versuchten, ihn mit Gewalt zu befreien — auch sie wurden verhaftet.

Hassel hatte schon vorher sich entfernt und sah von dem Fenster einer nahegelegenen Restauration auf den Ausgang des Unternehmens, zu welchem er die Arbeiter bewogen hatte.

Als er sah, daß Wenzel, Brand und die verhaf-

teten Arbeiter von den Polizeibeamten fortgeführt wurden, glitt ein böshafteſes Lächeln über ſein Geſicht hin. Er hatte im Stillen geſchworen, ſich an Wenzel zu rächen, weil derſelbe Betty zurückgewieſen hatte und weil er glaubte, daß durch ihn Gerhard's Liebe zu ſeiner Schweſter verrathen ſei — jetzt war ſein Schwur erfüllt.

Mit dumpfem Murren ſahen die Arbeiter ihre Kameraden und Führer fortführen, dann zerſtreuten ſie ſich, um nicht von dem gleichen Geſchick heimgeſucht zu werden.

Wenzel ſchritt mit ſichtbarem Schmerze dahin. Er dachte an ſein unglückliches Weib daheim, welches nun verlaſſen, ohne Mittel zum Leben daſtand.

Dies war alſo das Ende des Strebens, welches ihn anfangs ſo ſehr begeistert, dies das Ziel, welches er erreicht hatte!

Brand ging neben ihm und ſuchte ihm Muth einzusprechen.

„Seien Sie ohne Furcht“, ſprach er. „Man wird uns auf der Polizei verhören und dann wieder entlaſſen, weil man befürchten muß, daß die Arbeiter uns gewaltſam befreien würden. Was kann man uns thun? Nichts!“

Wenzel antwortete nicht, es lag ſo unſagbar ſchwer auf ihm, daß auch nicht die geringſte Hoffnung mehr in ihm Raum fand.

Sie wurden zur Polizeiwache geführt und kurz verhört, dann wurden sie in einzelne Haftzellen gebracht. Brand wollte dagegen protestiren, allein ein Polizeidiener erfaßte den kleinen Gelehrten am Rockfalten und schob ihn vorwärts.

Als Wenzel in der engen Zelle angelangt und die Thüre hinter ihm verschlossen war, sank er auf dem hölzernen Schemel nieder und barg das Gesicht in beiden Händen. Er empfand nicht die dumpfe Luft des Raumes und hatte keinen Blick für die grauen, ihm unheimlich entgegenstarrenden Wände; er fühlte nur, daß alles verloren war, was er erstrebt und gehofft hatte. An Johanna dachte er. Was sollte sie ohne ihn beginnen? Weshalb hatte er auf ihre Mahnungen nicht gehört? Jetzt saß sie allein in dem kleinen Zimmer und wartete auf seine Heimkehr; Niemand theilte ihr das Geschehene mit.

Erregt sprang er auf und pochte mit aller Kraft gegen die Thüre, daß es auf dem langen Gange, der vor den Zellen hinlief, laut widerhallte.

Der Wärter trat an die Thüre und untersagte ihm das Pochen.

„Schicken Sie zu meiner Frau und lassen Sie ihr sagen, daß ich hier bin!“ rief Wenzel.

„Was kümmert mich Ihre Frau“, entgegnete der Wärter unwillig. „Wenn Sie sich nicht ruhig ver-

halten, werde ich bei dem Inspektor Anzeige machen, und Sie werden bestraft!"

Wenzel sank wieder zurück auf den Schemel. —

Johanna saß daheim und erwartete ihren Gatten. Die Mittagszeit verrann, ohne daß er kam. Es war nicht das erste Mal, daß sie vergebens auf ihn wartete, sie suchte sich deshalb in Geduld zu fügen, ob- schon eine innere Unruhe sie erfaßt hatte und sie sich nach ihm sehnte.

Der Abend kam und Stunde auf Stunde schwand langsam dahin. Vergaß Wenzel sie an diesem Tage ganz? Mehr als einmal stand sie auf, öffnete das Fenster und lauschte hinab auf den dunklen Hof, ob sie seine Schritte nicht vernehme.

Die Lichter in den Häusern ringsum wurden ausgelöscht, eins nach dem andern, die Menschen begaben sich zur Ruhe, nur sie allein blieb wach. In dumpfem Brüten saß sie da, von dem nahen Thurme ertönten die Glockenschläge der Mitternachtsstunde. Fast erschreckt fuhr sie empor, auf's Neue eilte sie an das Fenster und lauschte lange Zeit vergebens.

Dann wieder setzte sie sich neben das kleine Bett ihres Kindes. Sie saß regungslos da, ohne zu schlafen, ihr Auge ruhte abgespannt auf einem Punkte. Wo war das Glück geblieben, dem sie einst so fest vertraut! Die Bilder ihrer Jugendzeit tauchten wieder in ihr auf. Still und ruhig war es in dem

Hause ihrer Eltern zugegangen, sie hatten eingeschränkt gelebt, aber die Noth nie kennen gelernt, so lange ihr Vater noch lebte, der in treuer Weise für sie sorgte. Dann war sie in Platener's Haus gekommen. Zu der Zeit hatte sie am wenigsten daran gedacht, daß ihr Geschick sich je so traurig gestalten könne, denn Fülle und Reichthum hatten sie umgeben. Die Herren hatten ihr und ihrem hübschen Gesicht geschmeichelt, als Platener indessen sich das Leben genommen, hatte keiner der Herren sie mehr gekannt.

Müde und erschöpft sanken endlich ihre Augen zu und der Schlaf erbarmte sich ihrer.

Als das Schreien ihres Kindes sie erweckte, war heller Tag und erschreckt fuhr sie empor. Ihr erster Blick suchte Wenzel — sie sah ihn nicht. Sollte er sich bereits wieder fort begeben haben? Sie konnte es nicht glauben, ihr Schlaf war ein so leiser, daß sie sein Heimkommen gehört haben mußte. Eine namenlose Angst überfiel sie. Wenzel war nicht heimgekehrt, ihn mußte ein Unglück betroffen haben. Schnell tränkte sie das Kind, umhüllte es dann warm mit einem Tuche und verließ mit ihm das Zimmer. Eine Hoffnung war in ihr aufgetaucht, und mit aller Kraft klammerte sie sich daran fest. Wenzel war vielleicht sehr spät gekommen und mit in Brand's Wohnung gegangen, um sie nicht zu stören.

Mit fieberhafter Hast eilte sie die Treppe hinab

und stieg in dem Vorderhause zu der Wohnung des Gelehrten empor. Ihr Herz schlug so schnell und bange, daß sie mehrere Male still stehen mußte, um Athem zu schöpfen.

Endlich langte sie an Brand's Zimmer an. Die Thür war verschlossen. Sie pochte, drinnen blieb Alles still. Sie pochte zuletzt mit der Angst und Kraft der Verzweiflung, Niemand hörte sie, auch Brand war nicht daheim.

Sie mußte alle Kräfte zusammenraffen, um nicht vor der Thür niedersinken, nur der Gedanke an ihr Kind hielt sie aufrecht. Wohin sollte sie sich nun wenden, wo Wenzel suchen, da sie nicht einmal den Ort kannte, an welchem die Arbeiter ihre Versammlungen hielten?

Langsam stieg sie die Treppe wieder hinab. Als sie über den Hof hinschritt, hörte sie, wie der Wirth am offenen Fenster sich mit einem andern Manne unterhielt. Sie würde nicht darauf geachtet haben wenn sie nicht den Namen ihres Mannes vernommen hätte.

„Es ist, wie ich Ihnen sage,“ sprach der Wirth, ohne sie zu bemerken. Er war früher Hausknecht gewesen, hatte dann in einem Keller einen kleinen Handel begonnen und sich etwas Vermögen erworben. Mit diesem hatte er in Grundstücken und Häusern speculirt und war in wenigen Jahren zum reichen Mann ge-

worden. Er nannte sich Rentier, obschon er dies Wort nicht einmal richtig schreiben konnte, und hielt nun fest zur Aristokratie. Ueber die Arbeiter und Armen schimpfte er bei jeder Gelegenheit, um zu verbergen, daß auch er diesem Stande einst angehört hatte und nur durch das Glück darüber hinausgetragen war. „Die unruhigen Köpfe werden jetzt wohl für eine Zeit lang zur Ruhe gebracht werden,“ fuhr er fort. „Fröbel, mit dem ich befreundet bin, erzählte es mir gestern Abend in der Weinstube. Ein Theil der Arbeiter war zu ihm zurückgekehrt, die Uebrigen suchten diese am Eintritt in die Fabrik zu hindern. Wenzel that sich am meisten dabei hervor, er war ja der Führer. Fröbel hatte in aller Eile Polizei rufen lassen und diese verhaftete die Ruhestörer. Wenzel und Brand suchten sich sogar der Polizei zu widersetzen, dieses wird ihnen jedoch schlimm bekommen.“

Johanna stand wie erstarrt da. Ihre Lippen öffneten sich halb, als ob sie um Hilfe rufen wollte, sie waren jedoch nicht im Stande, einen Ton hervorzubringen.

„Brand und Wenzel wohnen leider in meinem Hause,“ fuhr der Wirth fort. „Ich werde solche Menschen jedoch nicht länger unter meinem Dache dulden, für einige Monate werden sie freilich wohl im Gefängniß bleiben. Ich wünschte, sie würden für Jahre unschädlich gemacht, denn solche Menschen kann

man nicht hart genug bestrafen; die Lust zur Arbeit haben sie verloren, sie wollen viel verdienen und nichts thun!“

Kein Wort war Johanna entgangen, sie griff mit der Rechten nach einer Mauer, um sich daran festzuhalten, dann brach sie mit lautem Aufschrei zusammen.

Als sie wieder zu sich kam, lag sie in ihrer Kammer auf ihrem Bette; mitleidige Hausbewohner hatten sie dorthin gebracht. Zwei Frauen, welche in demselben Hause mit ihr wohnten und die sie kaum dem Namen nach kannten, waren bei ihr.

Langsam richtete sie sich empor. Das Geschehene lebte noch wie ein wüster, entsetzlicher Traum in ihr und erst allmählig begriff sie, daß es Wirklichkeit war.

„Ist es wahr, daß mein Mann verhaftet ist?“ fragte sie dann.

Die Frauen bestätigten es.

Johanna barg das Gesicht in beiden Händen, ihr Schmerz war zu groß, als daß sie Thränen gefunden hätte.

„Er trägt die meiste Schuld, denn er hat die andern Arbeiter überredet und verführt,“ fuhr die eine der Frauen fort, als ob diese Worte der Unglücklichen Trost zu geben vermöchten. „Wenn das so fortgegangen wäre, dann hätten alle unsere Männer die Lust zur Arbeit verloren; aber nun wird es hoffentlich wieder besser werden, denn die Schuldigen werden

sie wohl lange Zeit im Gefängnisse behalten und das ist Recht. Wenn die Männer nicht arbeiten, haben wir Frauen am meisten zu leiden.“

Johanna ließ die Hände langsam sinken.

„Ich danke Ihnen, bitte, lassen Sie mich allein,“ sprach sie, obschon sie sich so schwach fühlte, daß sie kaum die Hand zu rühren vermochte.

„Sie sind noch zu schwach,“ fuhr die Frau fort. „Lassen Sie sich das Geschick Ihres Mannes nur nicht so sehr zu Herzen gehen, denn er hat es verdient und viel taugen die Männer alle nicht! Wenn mein Mann nicht arbeiten müßte, so würde ich es ihm wahrhaftig gönnen, daß er für einige Monate in's Gefängniß gesteckt würde. Dann müßte er doch zu der Erkenntniß kommen, daß er es zu Hause viel besser hat, und er würde sich auch abgewöhnen, jeden Abend ins Wirthshaus zu gehen. Ehe er mich heirathete, nannte er mich mit den süßesten Namen, und jetzt macht er bei jedem Groschen, den er mir geben muß, Lärm; deshalb sage ich, die Männer taugen nichts, und wenn wir sie nicht nöthig hätten, wäre es besser, es gäbe gar keine.“

„Bitte, verlassen Sie mich!“ wiederholte Johanna noch einmal. „Ich fühle mich wieder kräftig!“

Sie raffte alle Kräfte zusammen und richtete sich empor. Es war ihr unmöglich, solche Worte länger anzuhören; denn sie selbst würde eher das Aeußerste

ertragen haben, ehe ein Wort der Klage über ihren Mann gegen Andere über ihre Lippen gekommen wäre.

Als die Frauen sie verlassen hatten, sank sie neben ihrem Kinde nieder und schluchzte leidenschaftlich. Jetzt war geschehen, was sie längst befürchtet hatte. Sie dachte in diesem Augenblicke nicht an die Noth, welche ihr und ihrem Kinde bevorstand, sondern an den Schmerz und die Verzweiflung Wenzel's. Dies war also das Ende seiner Hoffnungen und Bestrebungen, gescheitert war Alles! Auf ihn häuften nun alle Die, welche sich getäuscht sahen, den alleinigen Vorwurf, und doch war es sein ehrliches Streben gewesen, ihnen zu nützen.

Einige Stunden später schritt sie mit dem Kinde auf dem Arme zu dem Gefängnisse, in dessen Räumen Wenzel saß. Mit schroffen Worten fragte der Portier sie um ihr Begehr.

Sie theilte ihm mit, daß sie ihren Mann zu sprechen wünsche.

„Das geht nicht!“ lautete die kurze Antwort.

„Mein Mann ist nicht verurtheilt, er ist gestern erst verhaftet,“ warf Johanna flehend ein.

„Dann geht es um so weniger — ich darf hier überhaupt Niemand einlassen.“

Johanna fragte ihn, an wen sie sich zu wenden habe, um die Erlaubniß, ihren Mann zu sprechen, zu erwirken.

„Das kümmert mich nicht!“ rief der Portier und schlug die Thüre zu.

Zögernd blieb die Unglückliche stehen — sie kannte Niemand, an den sie sich hätte um Rath und Hilfe wenden können. Wie unsagbar und tief sie Wenzel liebte, das empfand sie jetzt am deutlichsten, wo sie vor dem grauen, düsteren Gebäude stand, hinter dessen Mauern er gefangen saß. Sie konnte die Thränen nicht zurückhalten.

So trat sie den Heimweg an.

Angstlich sah sie vor sich nieder, um den Blicken der ihr Begegnenden auszuweichen; welchen Schmerz sie in sich trug, das vermochte doch keiner von Allen zu erfassen.

Mehrere Officiere begegneten ihr, sie achtete kaum darauf. Da trat einer derselben vor sie hin — es war der Lieutenant Rudolph von Brankow. Seit langer, langer Zeit hatte sie ihn nicht gesehen.

„Johanna — ist es möglich — Sie — Sie?“ rief er.

Die Unglückliche wollte ihm ausweichen; er legte die Hand auf ihren Arm.

„Johanna, ist dies Ihr Kind?“ fragte er. „Wie leben Sie? Wo wohnen Sie? Ich habe Sie seit so langer Zeit nicht gesehen und doch so oft an Sie gedacht! Ich habe mich nach Ihnen gesehnt, unendlich

gesehnt, denn ich konnte Ihre schönen Augen nicht vergessen!“

Johanna zitterte leise; dann raffte sie sich zusammen und hob den Kopf empor. Fest, ruhig und ernst blickte sie ihn an. Es sprach aus ihren bleichen Zügen ein so tiefer Schmerz, ihr Auge blickte so streng und zurückweisend, daß Brankow unwillkürlich die Hand von ihrem Arme zurückzog. Halb unbewußt schreckte er vor der Hoheit der weiblichen Unschuld zurück.

„Sie haben geweint,“ fuhr er befangener fort „Ergeht es Ihnen nicht gut?“

Johanna wandte den Blick von ihm ab und ging schweigend weiter; er wagte nicht, ihr zu folgen. Als sie ihn aber nicht mehr in ihrer Nähe wußte, eilte sie schnell wie eine Fliehende, um den sichern Schutz ihrer kleinen Wohnung zu erreichen.



Drittes Kapitel.

Die Arbeiter nahmen am folgenden Morgen fast sämmtlich in Fröbel's Fabrik die Arbeit wieder auf, denn ihre Führer waren verhaftet, und Hassel, welcher sie stets am Eindringlichsten zum Ausharren gemahnt, hatte sich in der Versammlung, welche sie am Abend zuvor abgehalten, nicht wieder sehen lassen.

Wochenlang waren sie ohne Arbeit und Verdienst gewesen, sie hatten die Noth kennen gelernt und waren gezwungen gewesen, einen Theil ihrer wenigen Sachen zu verkaufen, um zu leben; der Friede mit den Frauen war bei Manchen für lange Zeit vernichtet — das waren die Errungenschaften, das war das Ende ihrer so kühnen Hoffnungen und hochfliegenden Träume!

Die meisten waren verführt und hatten sich durch die Versprechungen verleiten und täuschen lassen; bei ruhiger Ueberlegung mußten sie sich jedoch sagen, daß sie thöricht gehandelt hatten; denn wohin müßte es führen, wenn die Arbeit nicht mehr nach ihrem Werthe, sondern nach übertriebenen Forderungen bezahlt würde? Mußten dann nicht auch die Fabrikanten den Preis für ihre Artikel erhöhen? Und wenn in ähnlicher Weise der Preis aller Lebensbedürfnisse gesteigert wurde, wer trug dann einen Gewinn davon? Die Armen sicherlich am Wenigsten!

Jetzt mußten sie obenein erwarten, daß Fröbel sie mit doppelter Strenge behandeln werde, denn er war nicht edel genug, um das Geschehene zu verzeihen.

Als Hassel die Wiederaufnahme der Arbeit in Fröbel's Fabrik erfahren hatte, begab er sich zu Heerbach, um die ihm versprochene Belohnung in Empfang zu nehmen.

„Nun, habe ich mein Wort gehalten?“ fragte er lächelnd den Fabrikanten. „Es ist so gekommen, wie ich Ihnen gesagt habe, die ganze Arbeitseinstellung ist gescheitert. Die Männer haben einige Wochen lang gefeiert und lustig gezecht und ihre Frauen haben gehungert, das ist der Erfolg. Es werden wohl nur Wenige Lust haben, einen zweiten Versuch zu wagen!“

„Ich werde Ihnen geben, was ich Ihnen versprochen habe,“ erwiderte Heerbach. „Dennoch bin

ich nicht ohne Befürchtung, daß meine Arbeiter nächstens einen ähnlichen Versuch machen werden."

"Sie würden in derselben Weise scheitern", warf Hassel ein.

"Und ich hätte den größten Nachtheil davon, weil ich viele Verpflichtungen übernommen habe und nicht im Stande sein würde, dieselben zu erfüllen," fuhr der Fabrikant fort. "Ich würde Tausende verlieren, während jeder Arbeiter nur wenige Mark einbüßt! Es darf nicht geschehen!"

"Es wird nicht dahin kommen, ich werde dafür Sorge tragen," bemerkte Hassel. "Ich bin freilich genöthigt, mit Ihren Arbeitern stets in Verbindung zu bleiben und ich kann sie nur in den Restaurationen treffen. Will ich sie mir zu Freunden machen, so muß ich sie öfter freihalten und ich weiß nicht, ob meine Kasse dies gestatten wird."

"Nun, dann werde ich derselben aufhelfen," bemerkte Heerbach, der den früheren Buchhalter sehr wohl verstand. "Eine Bitte habe ich jedoch noch: wenn Sie künftig etwas von mir wünschen, so schreiben Sie mir; denn es muß meinen Arbeitern auffallen, wenn Sie öfter zu mir kommen. Daß Sie über unsere Verhandlungen schweigen werden, haben Sie mir versprochen."

"Gewiß, und ich werde mein Versprechen halten,"

so lange Sie sich für dasselbe erkenntlich zeigen," entgegnete Hassel.

„Den Lohn dafür haben Sie bereits empfangen," sprach Heerbach.

„Derselbe soll mein Schweigen doch nicht für immer erkaufen?" warf Hassel lächelnd ein.

„Allerdings!"

„Ich bin anderer Ansicht. Sie sind vermögend und außerdem muß Ihnen an meinem Schweigen so viel gelegen sein, daß Sie kaum Bedenken tragen können, auch späterhin geringe Opfer dafür zu bringen," entgegnete Hassel mit größter Ruhe.

Der Fabrikant preßte die Lippen aufeinander. Er hatte nicht geglaubt, daß Hassel ihm so dreist entgegen treten werde, und bereute es, sich überhaupt mit ihm eingelassen zu haben. Wollte er von demselben nicht immer und immer wieder in Anspruch genommen werden, so mußte er ihm schon jetzt einen entschiedenen Willen zeigen.

„Sie irren sich," antwortete er. „Ich sehe die Sache mit dem, was ich Ihnen heute gegeben habe, als vollständig abgemacht an. Auf weitere Opfer rechnen Sie nicht, denn ich werde sie nicht bringen."

„Dann scheint Ihnen an meinem Schweigen wenig gelegen zu sein," warf Hassel lächelnd ein.

„Mir ist daran gelegen, jedoch nicht so viel, daß ich Ihnen noch mehr geben sollte.“

„Gut, dann werde ich nicht schweigen,“ erwiderte Hassel in der dreistesten Weise.

Die Brauen des Fabrikanten zogen sich finster zusammen, die Adern auf seiner Stirne schwollen an, er beherrschte sich jedoch.

„Ich will Sie nur auf Eins aufmerksam machen,“ sprach er scheinbar ruhig. „Wenn Sie Ihr Wort brechen und unsere Unterhandlungen verrathen, so werde ich dies in Abrede stellen, und mir wird man mehr glauben als Ihnen. Sie täuschen sich, wenn Sie wähnen, daß ich mich einschüchtern lasse, wollen Sie mir feindlich gegenüber treten, so kann ich dies nicht hindern, wir werden ja sehen, wessen Macht am weitesten reicht! Sie haben mit den Arbeitern ein falsches Spiel getrieben, Sie haben dieselben geradezu verrathen, das werden dieselben jedenfalls nie vergessen, wenn sie es erfahren. Thun Sie also, was Sie wollen!“

„Das thue ich immer,“ entgegnete Hassel mit höhnendem Lächeln. „Auf den Rath Anderer habe ich bis jetzt noch nie gehört, und ich habe mich sehr wohl dabei befunden. Ob Sie klug handeln, sich mit mir zu verfeinden, mögen Sie selbst entscheiden, ich habe jedenfalls nicht so viel zu verlieren, wie Sie; ich kann das Vertrauen der Arbeiter einbüßen, daran liegt mir

jedoch sehr wenig. Nun, Sie werden sich noch anders besinnen!“

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer des Fabrikanten.

Er war nicht so ruhig, wie er erschien. Heerbach hatte durch ihn einen nicht unerheblichen Gewinn gehabt und nun wollte er ihn bei Seite schieben, wie eine Sache, die man nicht mehr zu benutzen gedenkt.

Ueber sein bleiches, verlebtes Gesicht glitt ein höhnender Zug hin. Während seine Rechte in der Tasche mit dem empfangenen Gelde spielte, sann er nach, ob es klug war, wenn er Heerbach sofort verrieth. That er es, so war jede Brücke zwischen ihnen abgebrochen. Er konnte ihm auf anderem Wege schaden und ihn dadurch zum Nachgeben zwingen. Vorläufig besaß er Geld und brauchte für die nächste Zukunft nicht besorgt zu sein.

Er wollte in eine Weinstube eintreten, als ihm ein ihm bekannter Polizeicommissar begegnete und ihn zurückhielt.

„Nur für wenige Minuten möchte ich Sie sprechen,“ bemerkte der Commissar.

„Ich stehe Ihnen, so lange Sie wünschen, zu Diensten,“ entgegnete Hassel freundlich, obschon er mit der Polizei nie gern verkehrte, denn seine Vergangenheit barg mehr als einen Punkt in sich, der es ihm

wenig wünschenswerth machte, mit der Sicherheitsbehörde zusammen zu kommen.

„Wo ist Ihre Schwester?“ fragte der Beamte.

Sichtbar überrascht blickte Hassel den Fragenden an; er schien in dessen Gesichte lesen zu wollen, weshalb er diese Frage an ihn richtete. Weshalb forschte er überhaupt nach Betty?

„Ich weiß es nicht,“ entgegnete er dann.

„Nun, Sie werden es mir jedenfalls nicht verargen, wenn ich Ihrer Versicherung keinen Glauben schenke,“ fuhr der Commissar fort. „Ich weiß, daß Ihre Schwester ganz von Ihrem Willen abhängig war, folglich wird sie auch nicht ohne Ihr Wissen die Stadt verlassen haben.“

„Und wenn sie es nun dennoch gethan hat?“ warf Hassel ein. „Sie ist ohne mein Wissen abgereist und ich weiß nicht wohin.“

„Und Sie wissen auch nicht, wo der Baron von Gersdorffen sich aufhält?“

„Nein.“

„Sie verkehrten ja sehr viel — täglich mit ihm.“

„Gewiß, und dennoch weiß ich nicht, wo er sich gegenwärtig befindet.“

„Sie wissen aber, daß er nicht mehr hier in der Stadt ist.“

„Ja.“

„Und woher wissen Sie das?“

„Weil ich ihn vergebens in seiner Wohnung aufgesucht habe und mir von seinem Wirth gesagt ist, daß er verreist sei.“

„Er hat zugleich mit Ihrer Schwester die Stadt verlassen — wissen Sie dies auch nicht?“

„Nein; ich habe es jedoch vermuthet oder vielmehr befürchtet.“

„Weshalb befürchtet?“ fragte der Commissar.

Hassel zögerte mit der Antwort.

„Weil ich einen näheren Verkehr meiner Schwester mit ihm in keiner Weise wünschte!“ sprach er endlich.

„Weshalb nicht? Sie können sich mir gegenüber ganz offen aussprechen, denn ich glaube den Baron eben so genau zu kennen wie Sie, vielleicht noch besser, wenigstens was seine Vergangenheit anbetrifft.“

Hassel zuckte gleichgültig mit der Schulter.

„Das ist möglich, denn ich habe mich nie darum bekümmert; ich wurde mit ihm bekannt und er ist ein sehr lustiger und interessanter Gesellschafter.“

„Diese Eigenschaft will ich ihm auch durchaus nicht absprecken,“ bemerkte der Commissar. „Jedenfalls hat sich Ihnen aber die Frage aufdrängen müssen, wovon er lebt, da er weder Vermögen noch eine Stellung besitzt.“

„Sie irren, ich habe nie darnach gefragt und erfahre erst durch Sie, daß er kein Vermögen besitzt.“

Nun gestatten auch Sie mir eine Frage: weshalb forschen Sie nach meiner Schwester?"

Der Commissar schwieg einen Augenblick, als ob er überlege.

„Ich kann es Ihnen sagen,“ erwiderte er dann. „In Frankfurt ist vor kurzer Zeit ein noch junger Herr mit einer Dame erschienen. Beide sind sehr vornehm aufgetreten, es ist ihnen gelungen, junge Männer aus reichen Häusern um sich zu versammeln und dann ist in der Wohnung des Herrn hoch gespielt worden. Es ist der begründete Verdacht gegen ihn entstanden, daß er falsch spiele und daß die Dame, die er für seine Frau ausgegeben, ihn dabei unterstütze; ehe die dortige Polizei jedoch eingeschritten, ist er abgereist. Das Signalement des Herrn und der Dame paßt vortrefflich auf den Baron und Ihre Schwester.“

Hassel's Gesicht war noch bleicher geworden; er suchte die Unruhe, die sich seiner bemächtigt hatte, zu bekämpfen.

„Meine Schwester ist das nicht gewesen, denn sie spielt nicht falsch,“ rief er. „Sie hat sich nichts zu Schulden kommen lassen und Sie haben deshalb kein Recht, einen solchen Verdacht auf sie zu werfen!“

Der Commissar blieb ruhig.

„Die Polizei hat dies Recht,“ entgegnete er. „Ob mein Verdacht richtig ist, wird sich hoffentlich bald herausstellen.“

Er verließ den früheren Buchhalter, der sich in die Weinstube begab.

Ohne Zögern schritt er zum nächsten Polizeibureau und beauftragte dort einen Polizeidiener in Civilkleidung, Hassel sorgfältig zu beobachten, und es ihm sofort zu melden, wenn derselbe einen Brief zur Post gebe. Er hoffte, daß Hassel seine Schwester und den Baron brieflich warnen werde, und glaubte auf diesem Wege den Aufenthalt derselben zu erfahren, den Hassel's Versicherung, daß er diesen nicht kenne, schenkte er keinen Glauben.

Hassel war durch die Mittheilung des Commissars sehr niedergedrückt. Nachdem er sich Wein hatte geben lassen, trank er hastig ein Glas und blickte dann, den Kopf auf die Hand gestützt, starr vor sich hin. Er kannte den Baron zu gut, als daß er an der Wahrheit des auf ihm ruhenden Verdachtes hätte zweifeln können. Gersdorffen lebte ja nur durch falsches Spielen. Auch Betty hatte er dazu verführt; die Polizei suchte sie und verfolgte sie bereits steckbrieflich.

Alle Hoffnungen und Pläne, welche er auf das Geschick seiner Schwester gebaut, waren mit einem Male vernichtet, sie selbst hatte dieselben vereitelt. Er hatte sie gut verheirathen wollen, um selbst an ihr später eine Stütze zu haben; dies war jetzt zur Unmöglichkeit geworden. Und es war ihm

nicht einmal möglich, sie zu warnen, weil er ihren Aufenthaltsort nicht kannte. Seitdem sie die Stadt heimlich verlassen, hatte er von Tag zu Tag gehofft, daß sie ihm schreiben werde; sie hatte es nicht gethan, sie schien ihn vergessen zu haben, vielleicht hielt auch der Baron sie so fest in seinen Fesseln, daß sie nicht im Stande war, dieselben abzuschütteln.

Er richtete sich empor und strich mit der Rechten langsam über die Stirne hin, es war ihm, als ob über seine ganze Zukunft ein düsterer Schatten ausgegossen wäre. Noch vor einem Jahre würde er darüber gelacht haben, allein sein Leichtsinn besaß nicht mehr die Biegsamkeit wie früher, er fühlte, daß seine Kräfte nicht mehr die alte Frische hatten. Durch seine Fähigkeiten hätte er sich leicht eine dauernde Stelle erringen können, allein er hatte keine Lust zur Arbeit, er mußte sein Leben fortsetzen, wie er es schon seit Jahren geführt hatte. Ging er endlich zu Grunde — was lag daran! Um ihn weinte Niemand, es gab freilich auch keinen Menschen, an dem er mit Liebe hing.

Er füllte sein Glas auf's Neue und der Wein richtete seinen Lebensmuth, der zu sinken drohte, wieder empor. Wozu sollte er verzagen, so lange er Geld in der Tasche trug! — —

Johanna hatte schwere Tage durchlebt. Sie war krank und fühlte sich so elend, daß sie sich kaum auf-

recht zu halten vermochte und doch mußte sie es ihres Kindes wegen thun. Sie besaß Niemand, an den sie sich um Hilfe hätte wenden können, und an die Frauen, welche mit ihr in demselben Hause wohnten, mochte sie keine Bitte richten, denn diese würden sie auf's Neue mit Vorwürfen über ihren Mann überhäuft haben.

Wohl dachte sie an Ina, sie kannte die treue Freundschaft derselben, sie hatte bereits die Feder zur Hand genommen, um sie mit wenigen Worten zu sich zu rufen; erschöpft sank ihre Hand nieder. Konnte sie die Freundin in ihr Elend rufen? Hielt sie die bitterste Noth nicht allein dadurch von sich fern, daß sie von ihren Sachen ein Stück nach dem andern verkaufte?

Sie hatte einen festen Charakter und doch begann ihr Muth zu sinken. Dann wieder raffte sie sich durch die Gedanken an Wenzel auf. War er nicht noch schlimmer daran als sie. In seine Zelle drang kein Wort eines Freundes, er saß allein und verlassen, denn von allen Denen, welchen er Hilfe hatte bringen wollen, bekümmerte sich kein Einziger um ihn. Noch war es ihm nicht einmal gestattet, ihr ein einziges Wort des Trostes oder einen Gruß zu senden, und doch wußte sie, daß seine Gedanken bei ihr waren, denn er hatte ja nicht aufgehört, sie zu lieben.

Der Gedanke, daß sie allein ihm Hilfe bringen könne, gewann immer mehr Raum in ihr. Wenn sie dem Richter sagte, daß er verführt sei und wirklich nur Gutes für die Arbeiter erstrebt habe, wenn sie seinen einfachen und ehrlichen Charakter schilderte, dann mußte er ihr glauben, denn in ihrem Auge mußte er lesen, daß sie nicht im Stande war, die Unwahrheit zu sagen.

Und welche Freude barg der Gedanke für sie, daß Wenzel ihr seine Freiheit verdanke! Mußte dies ihn nicht noch fester und inniger an sie fetten?

Mehr als zwanzig Mal wiederholte sich Johanna, was sie dem Richter sagen wollte; sie glaubte, daß es allein in der Hand desselben liege, freizusprechen und zu verurtheilen, sie wußte nicht, daß dieser oft sein Herz gewaltsam zum Schweigen bringen muß, um der Forderung und Strenge des Gesetzes zu genügen.

Endlich nach Tagen fühlte sie sich kräftig genug, den schweren Gang zu wagen. Ihr Kind auf dem Arme begab sie sich zu dem Gerichtsgebäude, von all' Denen, welche ihr begegneten, sah sie Niemand, denn noch einmal wiederholte sie sich alles, was sie sagen wollte.

In dem Gebäude erfuhr sie nur mit Mühe, welcher Richter die Untersuchung leitete. Sie bat den Gerichtsboten, sie anzumelden, er fragte sie nach ihrem

Begehr und hieß sie dann in dem Vorzimmer warten. Still setzte sie sich in einer Ecke nieder. Die Luft war schwül und dumpf, ihre Brust athmete beklemmt. Sie war jetzt Wenzel so nahe und er hatte keine Ahnung davon. Wenn sie ihn nur für wenige Augenblicke hätte sprechen können!

Männer und Frauen wurden in das Verhörzimmer geführt und kamen wieder heraus; einige der Frauen weinten, die Männer blickten besorgt oder trotzig wild. Selbst ein Mann, dessen Hände gefesselt waren, wurde zum Verhör vor dem Richter gebracht.

Unwillkürlich zuckte Johanna erschreckt zusammen. War nicht auch ihr Mann ein Gefangener? Er saß vielleicht mitten unter rohen Verbrechern.

Sie hatte lange Zeit geduldig gewartet, der Gerichtsbote schien sie gar nicht zu bemerken. Als sie endlich zu ihm trat, sprach er: „Ach, Sie habe ich ganz vergessen. Heute ist es zu spät, denn der Herr Gerichtsrath ist soeben im Begriffe, sich nach Hause zu begeben.“

„Wenn ich ihn nur für wenige Minuten sprechen könnte“, bat Johanna.

„Es geht nicht“, erwiderte der Diener. „Kommen Sie morgen früh wieder, dann werde ich an Sie denken. Es hat ohnehin nicht solche Eile, denn, wenn Sie für ihren Mann bitten wollen, so ist es

auch in acht Tagen noch Zeit genug, da er so schnell nicht verurtheilt werden wird. Außerdem wird es Ihnen nichts helfen!"

In Johanna's Augen traten Thränen. Dieser Mann wußte nicht, wie schwer ihr dieser Weg geworden war, wie sehr sie all' ihre Kräfte zusammengerafft hatte. War sie am folgenden Morgen im Stande, wieder zu kommen?

In diesem Augenblicke trat der Gerichtsrath aus dem Zimmer, ein alter Herr mit ergrautem Haar und gebeugter Gestalt. Als er Johanna's bleiches Gesicht und die Thränen in ihren Augen erblickte, blieb er stehen.

„Was will die Frau?“ fragte er den Diener.

Sie wünscht, Sie zu sprechen, ich habe ihr bereits gesagt, daß sie morgen früh wieder kommen möge“, gab der Gerichtsbote zur Antwort.

Noch einmal sah der Gerichtsrath in das bleiche, kummervolle Gesicht der jungen Frau.

„Kommen Sie“, sprach er dann und trat in das Zimmer zurück.

Johanna folgte ihm mit bebendem Herzen, das Gesicht des bereits bejahrten Mannes flößte ihr jedoch Vertrauen ein, denn aus ihm sprach Milde und Güte.

„Setzen Sie sich“, sprach er, als er Johanna's

Zittern bemerkte, „und dann sagen Sie mir, was Sie wünschen.“

Johanna nannte ihren Namen und sagte, daß sie gekommen sei, um für ihren Mann zu bitten.

„Ich weiß, daß er unrecht gehandelt hat,“ fügte sie hinzu, „allein er hat es nicht in böser Absicht gethan. Er ist von Anderen verführt und benutzt, sie haben Hoffnungen in ihm erweckt, an die er selbst fest glaubte, er wollte den Arbeitern nützen, das war seine aufrichtige und ehrliche Meinung, für die er die größten Opfer gebracht hat. Wir hatten bis dahin still und zufrieden gelebt — es war sein größtes Glück — Abends daheim zu sein — und dies Glück hat er geopfert.“

„Ich glaube Ihnen gern“, entgegnete der Gerichtsrath ruhig und nicht ohne Theilnahme, „allein ich kann Ihnen nicht helfen, denn ich habe nicht das Urtheil über ihn zu sprechen, und auch der Richter, dem diese Pflicht obliegt, kann es nicht; über uns Allen steht das Gesetz, dem Genüge geschehen muß. Ich habe nur die Voruntersuchung gegen Ihren Mann zu leiten und er hat seine Schuld offen eingestanden; kein Richter kann ihn deshalb freisprechen. Mag er es ehrlich gemeint haben, so ist er doch der Führer der Arbeiter gewesen und hat ihnen Versprechungen gemacht, die er nimmermehr erfüllen konnte. Doch nicht deshalb wird er bestraft werden,

sondern weil er die Arbeiter, welche zur Arbeit zurückgekehrt waren, mit Gewalt zurückgehalten und sich den Polizeibeamten widersetzt hat. Und solchen Vergehen gegenüber muß der Richter streng sein, denn wohin würde es führen, wenn die Gewalt in die Hände von Leuten käme, die von der Freiheit, die sie genießen, einen so schlechten Gebrauch machen und sie so wenig zu würdigen wissen. Mag die Lage vieler Arbeiter eine traurige sein — mit Gewalt werden sie dieselbe nimmermehr verbessern. Und müssen sie denn allein arbeiten? Liegen nicht auf uns, die sie nicht zu den andern rechnen, die sie vielleicht beneiden, nicht viel schwerere Lasten und Pflichten? Ich muß manchen Tag bis spät in die Nacht hinein arbeiten, und doch murre ich nicht."

Aus Johanna's Brust rang sich ein tiefer Seufzer, sie mußte gestehen, daß der Gerichtsrath Recht hatte, ziemlich dasselbe hatte sie Wenzel so oft gesagt. Was half dies alles jetzt, wo er gefangen saß?

"Er wird es nicht ertragen, wenn er verurtheilt wird!" rief sie, mit Mühe die Thränen zurückhaltend.

"Er wird es ertragen", versicherte der Gerichtsrath beruhigend. "Ich bin sogar überzeugt, daß die Strafe auf sein ganzes Leben heilbringend einwirken

wird, denn sie giebt ihm Zeit, darüber nachzudenken, wie thöricht er gehandelt hat. Die meisten Arbeiter machen den großen Fehler, daß sie nie unter sich, sondern stets über sich blicken, sie beneiden Diejenigen, welche mehr besitzen als sie und besser leben können, da schwindet ihre Zufriedenheit; was sie haben, genügt ihnen nicht mehr, sie wollen mehr erreichen und glauben, die Verhältnisse, die sich seit Jahrhunderten langsam und aus innerer Nothwendigkeit gestaltet haben, willkürlich über den Haufen werfen zu können. Ihre Führer tragen die meiste Schuld, denn sie sollten klüger sein. Weshalb weist nicht einer von Allen die Arbeiter darauf hin, daß durch die ganze Natur derselbe Zug und dasselbe Verhältniß geht. Müßte nicht auch der kleine Strauch murren, weil er nicht so stark und so groß ist, wie die Eiche und weil dieselbe mit ihren weitgedehnten Aesten ihm Licht und Luft raubt? — Sie sagen mir, daß Ihr Mann von Anderen verführt sei — ich glaube Ihnen, allein gerade dieses befestigt meine Hoffnung, daß die Strafe ihn bessern und zur Vernunft zurückführen wird."

"Wenn ich meinen Mann nur für wenige Minuten sehen könnte!" bat Johanna.

Der Gerichtsrath schien zu schwanken. Voll inniger Theilnahme ruhte dann sein Auge auf

den bleichen und doch so hübschen Zügen der jungen Frau

„Ich könnte Ihnen die Bitte gewähren“, sprach er dann, „ich glaube aber Ihnen und Ihrem Manne einen Dienst zu erweisen, wenn ich sie abschlage. Sie erreichen nichts dadurch, als daß sie sich gegenseitig noch mehr aufregen und Ihren Schmerz erhöhen, glauben Sie mir, es ist besser, wenn Sie ihn nicht sehen.“

Johanna stand schweigend da und sah starr vor sich hin.

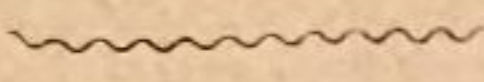
Sie glaubte den Worten des Mannes, der so wohlwollend und mild zu ihr sprach, nur ihr Herz erkannte die Wahrheit derselben nicht an, seine Wünsche ließen sich nur schwer zurückdrängen.

„Sie werden Noth leiden, da Ihr Mann seit Wochen nichts verdient hat“, fuhr der Gerichtsrath fort, „sprechen Sie es offen aus, ich werde sie unterstützen, so weit meine Kräfte es zulassen.“

„Ich danke Ihnen — ich leide keine Noth,“ erwiderte Johanna mit gepreßter Stimme. Sie konnte nicht gestehen, daß das Elend bei ihr bereits eingefeht war.

„Nun dann suchen Sie das einmal Geschehene und Unabänderliche zu ertragen. Wie lange wird es währen, dann ist Ihr Mann wieder bei Ihnen und er wird hoffentlich für immer geheilt sein.“

Johanna entfernte sich und kehrte langsam heim. Sie suchte sich an dem Troste, welchen der Gerichtsrath gegeben, aufzurichten, obschon derselbe ihrem Herzen wenig Linderung brachte. Der Entschluß stand aber fest in ihr: auszuharren und lieber die bitterste Noth zu ertragen, als auf Wenzel's Namen Schmach zu häufen. —





Viertes Kapitel.

Gerhard Fröbel gefiel es in M. sehr gut. In der neuen Umgebung hatte er kennen gelernt, daß seine frühere Gesellschaft nicht die beste gewesen und daß er von derselben nur ausgebeutet worden war. Betty konnte er freilich nicht vergessen, weil er glaubte, daß sie ihn wirklich liebe, und weil er sich über seine eigenen Empfindungen täuschte. Er hoffte noch immer, sie wieder zu gewinnen.

Hassel hatte ihm geschrieben, daß seine Schwester verreist sei, er zweifle jedoch nicht, daß sie mit Freuden auf Gerhard's Wunsch eingehen werde, denn er kenne ihr Herz und wisse, wie treu dasselbe eine einmal gefaßte Neigung festhalte.

Diesen Brief, der ihm die Versicherung von Betty's Liebe wiederholte, trug er stets bei sich und hielt auch seine Hoffnungen aufrecht.

Den einen großen Gewinn hatte der Aufenthalt in M. ihm bereits gebracht: er arbeitete den Tag über in dem Geschäfte des Freundes seines Vaters und fing an, an der Arbeit Vergnügen zu finden. Er langweilte sich nicht mehr, fühlte sich nicht so abgespannt wie früher und fand des Abends doppelte Freude an Vergnügungen.

Da sein Vater durch Berger diese günstige Veränderung erfahren hatte, versah er ihn reichlich mit Geld und Gerhard brauchte sich kaum ein Vergnügen zu versagen.

Nur eine Leidenschaft regte sich noch in ihm: das Spiel. Manchen Abend brachte er mit Bekannten am Spieltische zu und das Glück war ihm jetzt günstiger als früher. Er hatte jetzt die feste Ueberzeugung gewonnen, daß Diejenigen, welche sich früher seine Freunde genannt, ihn betrogen und ausgebeutet hatten. Deshalb waren sie ihm so zuvorkommend entgegengetreten und hatten sich ihm so fest angeschlossen.

Zu den Freunden, die er in M. gewonnen hatte, gehörte auch der Gutsbesitzer v. Harbusch, ein noch junger, lebenslustiger Mann, der sein Gut verkauft hatte, weil ihm das Leben auf demselben zu still und

einsam gewesen war, und der nun mit vollen Zügen die Freuden der Stadt genoß, ohne zum Verschwender zu werden.

Ihm begegnete er eines Abends, als er das Geschäft verlassen hatte und im Begriffe war, Freunde aufzusuchen, um mit ihnen den Abend lustig hinzubringen.

„Gut, daß ich Sie treffe!“ rief er erfreut. „Wie bringen wir den heutigen Abend hin?“ Zum Theater habe ich wenig Lust, da ich ihm erst den gestrigen Abend gewidmet habe. Sie sind hier besser bekannt — wo treffen wir eine lustige Gesellschaft?“

„Ich kann Sie heute nicht begleiten, da ich mich bereits durch ein Versprechen gebunden habe,“ entgegnete der Gutsbesitzer. „Gestern Abend lernte ich einen Herrn v. Crotten und seine reizende junge Frau kennen. Wir spielten und der Herr von Crotten, ein wirklich liebenswürdiger Mann, war außerordentlich vom Glücke begünstigt, er gewann sehr viel. Um uns Revanche zu geben, lud er einige Freunde von mir und mich auf heute Abend zu einem kleinen Souper in seinem Hotel — natürlich werden wir wieder ein Spiel machen.“

„Schade!“ rief Gerhard unwillkürlich, denn er hatte nun die Aussicht, den Abend vielleicht allein hinbringen zu müssen. Ohnehin beneidete er den Freund um das Spiel, welches diesen erwartete.

„Begleiten Sie mich und kommen Sie mit mir,“ sprach der Gutsbesitzer.

„Wie wäre das möglich, da ich den Herrn nicht kenne,“ warf Gerhard ein.

„Das schadet nichts,“ fuhr Harbusch fort. „Herr v. Crotten ist wirklich ein liebenswürdiger Mann. Heute Mittag begegnete er mir, erinnerte mich daran, heute Abend ja nicht zu spät zu kommen und fügte hinzu, wenn ich einen Freund habe, der gerne ein Spiel mache, so möge ich denselben mitbringen.“

„Ist das wahr?“ fragte Gerhard.

„Mein Wort zum Pfande! Könnte ich Sie sonst auffordern, mit mir zu kommen?“

„Meine Toilette ist nicht zum Souper eingerichtet,“ warf Gerhard ein.

„Haha! Sehen Sie mich an!“ rief der Gutsbesitzer. „Ich trage meine gewöhnliche Kleidung. Herr v. Crotten hat uns ausdrücklich gebeten, nicht feine Gesellschaftstoilette zu machen, weil nach seiner Ansicht ein Frack und weiße Weste stets der Heiterkeit Eintrag thun. Und auch seine Frau schloß sich der Bitte an. Fröbel, diese kleine, hübsche und lebhafte Frau wird Ihnen gefallen! Der Lieutenant Schulze hat sich in sie sterblich verliebt, nachdem er sie ein einziges Mal gesehen. Sie ist etwas kokett, dies kleidet sie jedoch ganz prächtig! Sie kann so lustig lachen, wie ich selten habe lachen hören. Wenn Sie

also nicht befürchten, Ihr Herz zu verlieren, so kommen Sie mit mir! Daß Sie freundlich aufgenommen werden, dafür büрге ich Ihnen!”

Gerhard trug noch immer Bedenken.

„Es wird hoch gespielt werden und darauf bin ich heute mit meiner Casse nicht eingerichtet,” bemerkte er.

„Thorheit!” rief Harbusch und legte die Hand in seinen Arm. „Ich habe mich für alle Fälle reichlich versehen und es versteht sich deshalb von selbst, daß meine Casse Ihnen zur Verfügung steht. Ohnehin beabsichtige ich heute wieder zu gewinnen, was ich gestern Abend verloren habe!”

Er zog Gerhard mit sich.

Sie langten vor dem Hotel, in welchem der Herr v. Crotten wohnte, an; mehrere hell erleuchtete Fenster blickten ihnen entgegen.

„Der Herr scheint viel Vermögen zu besitzen, denn dies ist das feinste und theuerste Hotel in M.,” sprach der Gutsbesitzer.

„Wird er längere Zeit hier bleiben?” fragte Gerhard.

„Leider nicht. Er bemerkte gestern, daß er mit seiner Gattin nothwendig bald auf seine Güter zurückkehren müsse, weil er einen großen Bau und eine weitausgedehnte Anlage in Angriff genommen habe und für längere Zeit deshalb nicht abwesend sein könne.”

Sie traten in das Hotel ein.

Harbusch ließ sich durch einen Kellner anmelden. Derselbe kehrte sofort zurück und führte sie in ein Vorzimmer. In dem Gemache nebenan vernahmen sie bereits heitere und lachende Stimmen.

Der Kellner öffnete die Thür — der Gutsbesitzer trat, von Gerhard gefolgt, ein.

Der überaus hell erleuchtete Raum machte auf Gerhard, dessen Herz etwas verlegen schlug, einen blendenden Eindruck. Er sah nur einen hochgewachsenen schlanken Herrn und eine fein gekleidete Dame auf sich zukommen.

Plötzlich blieb er betroffen stehen, sein Auge blieb auf den Zügen der Dame haften.

Harbusch bemerkte dies nicht, es entging ihm sogar das Erschrecken, welches sich auf den Gesichtern des Herrn v. Crotten und seiner Gattin ausprägte — er stellte seinen Freund vor.

Noch immer stand Gerhard regungslos da, er hatte den Herrn und die Dame erkannt — es war der Baron v. Gersdorffen und Betty.

Der Baron faßte sich zuerst wieder, denn für ihn stand alles auf dem Spiele.

„Ah, Herr Fröbel!“ rief er mit etwas unsicherer Stimme. „Ich habe ja bereits das Vergnügen, Sie zu kennen! Bitte, wollen Sie mir einige Worte gestatten?“

Er zeigte auf die Thür des Nebengemaches und schien zu erwarten, daß Gerhard ihm dorthin folgen werde, dieser war jedoch nicht im Stande, sich so schnell zu fassen.

„Nein — Nein!“ rief er und stürzte aus dem Zimmer.

Der Gutsbesitzer folgte ihm, um Aufklärung über sein auffallendes Benehmen zu verlangen.

Eine augenblickliche peinliche Stille herrschte in dem Gemache, denn das Geschehene war von Allen bemerkt. Betty eilte in das Nebenzimmer und schloß die Thür hinter sich.

Des Barons Brust athmete schneller, er bemerkte, daß die Blicke der anwesenden Herren auf ihn gerichtet waren, und es war schwer, aus dieser peinlichen Lage einen Ausweg zu finden.

„Meine Herren,“ sprach er mit verlegenem Lächeln zu den Anwesenden, „Sie sind Zeugen des eigenthümlichen Austrittes soeben gewesen und haben ein Recht, Aufklärung von mir zu verlagen. Es würde mir sehr lieb gewesen sein, wenn mir dieselbe erspart wäre, denn ich weiß nicht, in welchen Beziehungen Sie zu dem Herrn Fröbel stehen — jetzt muß ich sie geben. Nur um Eins bitte ich Sie, gestatten Sie mir, daß ich mich möglichst kurz fasse, denn unangenehme Erinnerungen frischt man nicht gerne wieder auf. Ich bin bereits früher mit dem Herrn Fröbel zusammen-

getroffen, er schien zu meiner Gattin Neigung gefaßt zu haben und zeigte dies in einer sehr unvorsichtigen und für mich verletzenden Weise. Ich bin nichts weniger als ein Freund von Händeln, dennoch blieb mir in diesem Falle nichts weiter übrig, als Genugthuung von ihm zu verlangen, und ich bin überzeugt, daß jeder von Ihnen in meiner Lage ebenso gehandelt haben würde. Die Ehre muß für den Mann das Heiligste sein! Herr Fröbel verweigerte mir die Genugthuung. Ich will ihn nicht der Feigheit beschuldigen, ich enthalte mich sogar jedes Urtheils über seine Weigerung, ich will sogar seine Jugend zu seiner Entschuldigung anführen. — Sie werden nun aber mein Erstaunen und meine Verlegenheit begreifen, als ich ihn hier plötzlich eintreten sah, während ich keine Ahnung davon hatte, daß er sich in M. befand. Ich kann mir sein Erscheinen nur in der Weise erklären, daß Herr v. Harbusch, dem ich heute bemerkt hatte, es werde mir nur angenehm sein, wenn er einen oder mehrere seiner Freunde zu unserm kleinen Souper mitbringe, ihm meinen Namen nicht gesagt hat oder daß er denselben überhört. Um jede unangenehme Scene zu vermeiden, ersuchte ich Herrn Fröbel, mit mir in das anstoßende Zimmer zu treten, ich würde ihn dort ersucht haben, unter irgend einem Vorwande mich zu verlassen; ich wollte mir Ihnen gegenüber diese mir so unangenehme Erörterung ersparen, der

Herr scheint meine Absicht nicht verstanden zu haben. Es thut mir meine arme Frau leid, welche durch dieses unerwartete Zusammentreffen sehr peinlich berührt sein wird, ich hoffe aber, daß Sie das Geschehene schnell vergessen werden, denn es würde mich außerordentlich schmerzen, wenn die Stimmung und Heiterkeit des heutigen Abends, auf den ich mich so sehr gefreut habe, dadurch beeinträchtigt werden sollte. — Nun entschuldigen Sie mich für einige Minuten, ich will zu meiner Frau gehen, vielleicht gelingt es mir, sie zu beruhigen.“

Er begab sich in das Nebengemach.

Keiner der Anwesenden zweifelte an der Wahrheit seiner Worte, da er dieselben in ruhiger und einfacher Weise vorgetragen hatte. Alle sprachen sich über Gerhard in schonungsloser Weise aus, obschon sie begriffen, daß er sich in die Dame verliebt hatte. War es doch vor allem ihr Zauber, der sie hierhergezogen hatte.

Als der Baron zu Betty in das Zimmer trat, fand er sie bleich und in großer Aufregung neben der Thüre stehen. Angstvoll blickte sie ihn an, er schien dies jedoch kaum zu bemerken.

„Hast Du gehört, was ich den Herren erzählt habe?“ fragte er kurz.

„Ja,“ erwiderte Betty, welche an der Thür gelauscht hatte.

„Gut, dann brauche ich es Dir nicht zu wiederholen. Der Kufuf muß den albernen Menschen heute Abend hierher führen!“

„Was willst Du beginnen?“ fragte Betty besorgt.

„Das Einzige, was mir zu thun übrig bleibt! Ich werde versuchen, die unangenehme Störung in Vergessenheit zu bringen, wir werden deshalb sofort zu Tisch gehen, der Wein muß das Seinige thun.“

„Ich bin jetzt nicht dazu im Stande,“ warf Betty ein. „Es ist mir unmöglich, mich so schnell zu fassen.“

„Ich werde Dich entschuldigen,“ fuhr der Baron fort. „Sobald das Spiel beginnt, wirst Du jedoch erscheinen. Es wird gut sein, wenn Du die Zeit bis dahin benutzt, um für alle Fälle unsere Sachen zu packen.“

„Ist es nicht besser, wenn wir sofort abreisen?“ bemerkte Betty.

„Nein, ich kann die Herren nicht heimschicken, sie könnten möglicher Weise noch heute Abend mit Fröbel zusammentreffen und Alles erfahren.“

„Und wenn er hierher zurückkehrt?“

„Das befürchte ich am Wenigsten. Du scheinst nicht bemerkt zu haben, wie er den Kopf vollständig verlor, sobald er Dich erblickte. Der Narr liebt Dich immer noch und wird es so schnell nicht überwinden, daß er Dich in meiner Gesellschaft wieder gesehen hat.“

„Er kann sich an die Polizei wenden!“

„Thorheit! Weshalb sollte er dies thun? Er weiß ja nicht, wie es uns in Frankfurt ergangen ist! Ich verlange, daß Du nicht unnöthigerweise Besorgnissen Raum giebst. Ich werde die Herren heute Abend so lange als irgend möglich hier zu halten versuchen, dadurch gewinnen wir Zeit, und Du weißt, daß wir den heutigen Abend ausnützen müssen, denn es vergehen vielleicht Wochen, ehe sich eine gleich günstige Gelegenheit wieder darbietet!“

In Betty stiegen neue Befürchtungen auf; sie befürchtete, durch Gerhard verrathen zu werden und glaubte, die Polizei müsse jeden Augenblick eintreten, um den Baron und sie zu verhaften.

Unwillig und ungeduldig trat Gersdorffen mit dem Fuße auf die Erde.

„Du sollst handeln, wie ich es verlange,“ rief er. „Thust Du dies nicht, so werde ich Dich verlassen und Du magst hier zurückbleiben; Du wirst dann sehen, wie weit Du durch Deine Besorgnisse und Klugheit gelangst! Endlich solltest Du mich so weit kennen, um zu wissen, daß ich an dem, was ich beschlosssen habe, festhalte und mich am Wenigsten durch Dich beeinflussen lasse!“

Ohne Betty's Antwort abzuwarten, verließ er sie; mußte er doch, daß sie so handeln werde, wie er es verlangte.

„Meine Frau bedauert, an dem Souper nicht theilnehmen zu können, weil die unerwartete Begegnung sie sehr erregt hat,“ sprach er zu den Herrn zurückgekehrt. „Sie hat jedoch versprochen, später zu uns zurückzukehren. Nun kommen Sie, meine Herren, die kleine Störung soll unserer Heiterkeit nicht Abbruch thun!“

Lächelnd öffnete er die Thür des Nebengemachs, in welchem die Tafel gedeckt war. Er schien das Geschehene bereits vergessen zu haben, denn er war sehr gesprächig und heiter, nur die Blässe seines Gesichts und eine leichte Unruhe wollten nicht schwinden.

Die guten und schweren Weine riefen unter den Herren bald eine heitere Stimmung hervor, und als das Souper beendet war, bedurfte es kaum des Barons Aufforderung, ein Spiel zu machen.

„Ich bin Ihnen Genugthuung schuldig, denn es hat mich wirklich gepeinigt, daß ich gestern Abend der alleinige Gewinner war,“ sprach er lächelnd. „Das Glück hat wahrscheinlich an mir nachholen wollen, was es seit langer Zeit versäumt; denn seit Monaten entsinne ich mich keines einzigen Falles, an dem ich ohne Verlust davon gekommen wäre.“

Der Spieltisch stand bereits fertig da, der Baron übernahm die Bank und die Herren nahmen am Tische Platz. Jetzt erschien auch Betty. Sie sah bleich und

angegriffen aus und bat die Herren, sich durch ihre Anwesenheit nicht stören zu lassen.

Das Spiel schien sie nicht im Geringsten zu interessieren, sie richtete ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Gläser, die sie stets von Neuem füllte. Zuweilen trat sie wohl an den Baron und strich ihm leise schmeichelnd über das Haar hin.

„Laß nur!“ rief er lächelnd. „Wenn wir wieder auf unserem Gute sind, dann gehöre ich Dir ganz allein an, denn dort habe ich Niemand, mit dem ich mir die Zeit durch ein Spiel vertreiben könnte, ich müßte sonst mit der Gesellschaft meines Inspectors und dem Verwalter vorlieb nehmen!“

Der Baron war auch an diesem Abend wieder in auffallender Weise vom Glück begünstigt. Daß er demselben durch seine außerordentliche Gewandtheit in der Mischung der Karten zu Hilfe kam, ahnte Niemand.

Einige der Herren, welche bereits viel verloren hatten, schienen nicht Lust zu haben, noch größere Opfer zu bringen.

„Nein, meine Herren, Sie dürfen noch nicht aufhören!“ rief Versdorffen. „Ich bitte, denken Sie sich in meine Lage. Ich bitte Sie zu mir, um Ihnen Genugthuung zu geben, und das Glück steht wieder allein auf meiner Seite. Es ist mir wirklich peinlich, nehmen Sie dem Glücke aber nicht die Gelegen-

heit, daß es seine Gunst auch Ihnen zuwendet. Sie sehen, daß ich bedeutend gewonnen habe, ich kann das Geld nicht behalten, wenn Sie mir die Gelegenheit zur Revanche entziehen. Ich spiele schon seit manchem Jahr, allein ein solches Glück habe ich noch nie gehabt!"

Die Herren spielten weiter bis ihre vollständig erschöpften Cassen ihnen Einhalt geboten — es war ohnedies bereits spät in der Nacht.

Der Baron spielte seine Rolle, daß ihm der Gewinn peinlich, sehr natürlich.

„Ich wage kaum, Sie zum dritten Male zu einem Spiele einzuladen,“ sprach er, „und doch bitte ich Sie dringend, es morgen Abend noch einmal mit mir zu versuchen. Sie haben mich mit so großer Liebenswürdigkeit in Ihrem Kreise aufgenommen, daß der Gedanke, mich durch ein wirklich unerhörtes Glück auf Ihre Kosten bereichert zu haben, mir mehr als peinlich ist. Wenn meine Güter nicht so ferne lägen, könnte ich Sie wenigstens einladen und durch die Gastfreundschaft einen Theil dieses peinigenden Gefühls von mir abwälzen.“

Die Herren versprachen, am folgenden Abend wieder mit ihm zusammenzutreffen, denn noch war in keinem von ihnen der Verdacht aufgestiegen, daß sie es mit einem Betrüger zu thun hatten.

„Sie dürfen mir natürlich das Vergnügen nicht

nehmen, morgen Abend meine Gäste zu sein," fügte der Baron hinzu.

Die Gäste verließen ihn und mit freudig leuchtenden Augen zählte er den Gewinn und barg ihn sicher in seiner Briefftasche.

Gerßdorffen kannte Gerhard zu gut, als daß er sich über dessen Charakter hätte täuschen können.

Das unerwartete Zusammentreffen mit Betty, die er im Herzen trug und nach der er sich täglich gesehnt hatte, hatte einen gewaltig erschütternden Eindruck auf ihn ausgeübt. Ueber ihr Verhältniß zu dem Baron konnte er sich nicht einen Augenblick lang täuschen, und er hatte geglaubt, daß sie ihn liebe.

Wie ein Verzweifelter stürzte er nach der Begegnung fort aus dem Hotel. Der Gutsbesitzer eilte ihm nach, um durch ihn Aufklärung zu erhalten. Auf der Straße holte er ihn ein.

„Fröbel, ich begreife Sie nicht!“ sprach er. „Sie kennen den Herrn v. Crotten und seine Gattin! Was ist zwischen Ihnen vorgegangen, daß Sie aus dem Hause fortstürzten?“

Gerhard hörte die Worte kaum, er wußte noch immer nicht, ob er nur geträumt habe.

„Ich bitte Sie, verlassen Sie mich!“ rief er, denn es war ihm unmöglich, Das, was er empfand, mitzutheilen, er glaubte ja selbst noch nicht daran.

„Sie sind mir Aufklärung schuldig, denn ich habe

Sie zu dem Herrn v. Crotten geführt," fuhr Harbusch fort. „Ich allein habe dem Herrn gegenüber jede Verantwortung zu tragen, deshalb muß ich wissen, was Sie zu dem auffallenden Benehmen veranlaßt hat."

Gerhard stand still.

„Sie sollen es erfahren — Alles — Alles!" rief er erregt. „Ich will Ihnen jede Aufklärung geben, die Sie wünschen, aber jetzt — heute nicht — es ist mir unmöglich! Sind Sie noch nie in Ihrem Leben getäuscht — schändlich hintergangen? Haben Sie noch nie erlebt, daß das, worauf Sie hofften, was alle Ihre Wünsche erfüllte, mit einem einzigen Schlage vernichtet ist?"

„Ich verstehe Sie nicht," bemerkte der Gutsbesitzer.

„Morgen will ich Ihnen Alles mittheilen, dann werden Sie mich verstehen. Heute ist es mir unmöglich, denn ich muß erst lernen, selbst daran zu glauben!" rief Gerhard und eilte so schnell davon, daß Harbusch ihm zu folgen nicht im Stande war.

Das Räthsel war für den Gutsbesitzer nicht im Geringsten gelöst. Er dachte daran, zu dem Herrn v. Crotten zurückzukehren und ihn um Aufklärung zu bitten, und doch stellten sich diesem Schritte Bedenken entgegen. Vielleicht war die ganze Gesellschaft durch das Geschehene gestört und er mußte sich als die Veranlassung ansehen, er hielt es deshalb für gerathener,

erst am folgenden Tage zu dem Herrn zu gehen und ihm mitzutheilen, wie er dazu gekommen war, Fröbel als Gast bei ihm einzuführen.

Verstimmt, unwillig über sich und über Fröbel, übelgelaunt, weil er durch eigene Schuld sich um einen vergnügten Abend gebracht hatte, kehrte er in seine Wohnung zurück, um ungestört darüber nachsinnen zu können, welche Beziehungen zwischen Fröbel und dem Herrn v. Grotten stattgefunden hatten.

Gerhard eilte in der aufgeregtesten Stimmung durch mehrere Straßen, auch er dachte daran, zu Betty zurückzukehren, und doch sah er ein, daß er jetzt nicht die Kraft und Fassung dazu besaß. Erschöpft kehrte er in eine Weinhandlung ein, hastig trank er ein Glas Wein und starrte dann vor sich hin, um das Geschehene zu ergründen, das eigentlich vollständig klar vor ihm lag, woran er jedoch nicht glauben mochte und konnte.

Ueber des Barons Charakter war er nicht im Zweifel mehr, daß derselbe nur vom falschen Spiele lebte, wußte er längst, und daß derselbe sich einen anderen Namen beigelegt, um unerkannt sein ehrloses Treiben fortzusetzen, konnte er auch nicht mehr bezweifeln — was kümmert es ihn! Die freundschaftliche Beziehung, in der er einst mit ihm gestanden, hatte er längst aufgegeben. In welchem Verhältnisse stand indessen Betty zu ihm? Hatte der Gutsbesitzer

ihm nicht gesagt, daß sie des Barons Frau sei? Und wenn sie es wirklich war, weshalb hatte Hassel ihm dies verschwiegen? Weshalb hatte er ihm geschrieben, daß sie verreist sei?

Er strich mit der Hand über die Stirne hin, ohne daß sein Blick schärfer und seine Gedanken klarer wurden. Er konnte keine Lösung finden, weil er Betty's Charakter noch immer verkannte und nicht glauben mochte, daß sie ihn nicht geliebt habe!

So saß er stundenlang da. Endlich kehrte er heim, ohne in seinem Zimmer Ruhe zu finden.

Am folgenden Morgen ging er nicht in das Geschäft, weil es ihn trieb, von Betty Aufklärung zu verlangen. Mit pochendem Herzen begab er sich zu dem Hotel, in welchem sie mit Gersdorffen wohnte. Er fragte den Kellner nach dem Herrn v. Crotten.

„Derselbe ist heute Morgen sehr früh abgereist,“ entgegnete der Kellner.

„Wohin?“

„Ich weiß es nicht.“

„Und — und — seine Frau?“ forschte Gerhard weiter.

„Sie hat ihn natürlich begleitet,“ bemerkte der Kellner lächelnd.

Einen Augenblick lang blieb Gerhard noch stehen, als könne er nicht begreifen, daß Betty abgereist sei,

ohne wenigstens einen Gruß für ihn hinterlassen zu haben.

„Er hat mir aufgetragen,“ fuhr der Kellner fort, „wenn nach ihm gefragt werde, zu sagen, daß er durch eine Depesche auf sein Gut gerufen sei und deshalb sofort habe abreisen müssen. Wo sein Gut liegt, weiß ich nicht.“

Gerhard entfernte sich, ohne ein Wort zu erwidern. Er nahm die Ueberzeugung mit, daß Betty seiner Liebe unwürdig sei; sein Herz fügte sich derselben freilich nicht so schnell, doch lag für dasselbe hierin das beste Mittel zum Genesen und Vergessen. Und noch ein anderes Mittel sollte hinzukommen, um ihn vollständig von einer thörichten Leidenschaft, der er so viele Opfer gebracht hatte, zu heilen.

In Bergers Hause wurden die Vorbereitungen zum Empfange eines Besuches getroffen. Thekla Bremer, welche mit Bergers Gattin nahe verwandt war, hatte längst versprochen, mit Ina nach M. zu kommen, und wollte endlich ihr Versprechen erfüllen. Gerhard hörte davon, ohne daß es ihn im Geringsten interessirte, und selbst als Berger ihn scherzend darauf aufmerksam machte, daß Ina ein sehr hübsches Mädchen sei, blieb er ohne jede Neugierde und Erwartung, weil es in seinem Herzen noch zu viel zu beruhigen und zu vergessen gab.

Die alte Dame, welche die Männer noch immer

haßte, langte mit Ina endlich in M. an. Gerhard war durch Unwohlsein auf sein Zimmer gefesselt und Tage vergingen, ohne daß er beide Damen sah, ob-
schon er unter einem Dache mit ihnen weilte.

„Nun, treibt es Sie nicht, unsern Besuch kennen zu lernen?“ fragte ihn Berger, der auf sein Zimmer gekommen war, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen.

„Ich bin nicht neugierig,“ entgegnete Gerhard lächelnd. „Ich glaube auch, daß ich die beiden Damen früh genug kennen lernen werde!“

„Wissen Sie das so genau? warf Berger ein. „Fräulein Bremer wird Sie amüsiren. Denken Sie sich eine alte Dame von ungefähr sechzig Jahren, die vielleicht in ihrer besten Jugendzeit kein Anrecht gehabt hat, hübsch genannt zu werden, die eine ganz entschieden ausgesprochene Feindin aller Männer ist und doch den Männern gegenüber stets noch einen Hauch von Koketterie besitzt, als glaube ihr altes Herz noch daran, daß es Liebe einflößen und finden könne. Verstehen Sie mich nicht falsch, ich will den vielen und wirklich trefflichen Eigenschaften der alten Dame in keiner Weise zu nahe treten; ich achte sie hoch, allein so oft ich sie ansehe, beschleicht mich ein Gefühl, halb Mitleid und halb Spott. Hätte sie je in ihrem Leben ein männliches Herz gefunden, so würde sie, glaube ich, alle Männer lieben, jetzt haßt sie uns!“

„Und ich soll Verlangen tragen, mich diesem Hasse auszusetzen?“ bemerkte Gerhard.

„Derfelbe wird Ihnen nicht schaden, sondern Sie nur amüsiren. Dafür wird die Nichte der alten Dame Sie reichlich entschädigen. Ich hatte Ina seit längerer Zeit nicht gesehen, sie war lange leidend, ist jetzt aber so wunderbar frisch erblüht, daß ich selbst überrascht bin. Ohne zu übertreiben, darf ich gestehen, daß ich bei wenig Mädchen so viel Anmuth und Lieblichkeit in den Zügen kennen gelernt habe!“

„Werden Alle mit Ihren Augen sehen?“ warf Gerhard ein.

„Ja, Alle, die unbefangen und ohne Vorurtheil ihr entgentreten,“ gab Berger zur Antwort. „Werden Sie heute Mittag mit uns essen?“

Gerhard versprach es. Ruhig sah er der Mittagszeit entgegen, denn Berger war nicht im Stande gewesen, seine Neugier zu erregen. Nach der Täuschung, die er durch Betty erfahren, hatte er beschlossen, sein Herz nicht wieder zu verschenken, die Thorheit eines solchen Beschlusses sah er nicht ein, weil er nicht wußte, daß das Herz sich keine Vorschriften machen läßt.

Ruhig begrüßte er am Mittag Ina, als sie ihm vorgestellt wurde. Er sah, daß Berger's Blick prüfend auf ihn gerichtet war, und er gab sich Mühe, zu verbergen, daß er Ina hübscher fand, als er erwartet

hatte. Allein während des Essens eilte sein Auge immer und immer wieder zu den hübschen Zügen des Mädchens, welches ihm wie eine Blume erschien, auf der noch der volle Duft und die Frische des Morgens lag.

Er war still, denn er fühlte in Ina's Nähe eine Befangenheit, die ihm bisher unbekannt gewesen war. Unwillkürlich stellte er zwischen ihr und Betty einen Vergleich an. Betty war ebenso hübsch, vielleicht noch hübscher, dennoch würde er Ina den Preis zuerkannt haben. Was aus ihren Zügen sprach, der volle Hauch der Unschuld und ächten Weiblichkeit, erkannte er zwar nicht, unwillkürlich übte es jedoch auf ihn seinen fesselnden Einfluß aus.

Ina erschien ihm wie ein Kind, welches sich ganz offen und vertrauensvoll gab wie es war, welches wohl mußte, daß es gefiel, aber in Nichts die Absicht zu gefallen verrieth.

Und dann wieder lenkte er den Blick auf Ina's Tante, welche ihm Berger mit so scharfen, aber durchaus wahren Strichen gezeichnet hatte. Die alte Dame blickte ihn wie mit stillem Hasse an, und sobald Berger ein Wort an sie richtete, glitt ein freundliches fast kokettes Lächeln über ihr Gesicht hin. Es lag in allen ihren Bewegungen etwas Erzwungenes und deshalb Auffallendes. Dieselben sollten leicht erscheinen, als pulsire in ihren Adern noch immer ein jugend-

liches Blut, allein ihre ganze Gestalt erhielt dadurch etwas Hüpfendes und Nickendes. Sie bewegte sich äußerst lebhaft, allein jede ihrer Bewegungen machte den Eindruck, als ob sie den alten Gliedern Anstrengung und Schmerzen verursache.

Nur mit Mühe konnte Gerhard sich des Lächelns erwehren.

Nach beendetem Essen, als Berger sich in das Geschäft begab, folgte er gern der Einladung der Frau Berger, ihr und den Damen noch Gesellschaft zu leisten, es war ihm angenehm, daß sein Unwohlsein ihn noch von dem Geschäfte entband.

Der Nachmittag brachte ihm Ina bereits bedeutend näher. Hatten sie sich früher auch nie gesehen, so gab ihnen doch der Umstand, daß sie dieselbe Stadt ihre Vaterstadt nannten, eine Menge Berührungspunkte.

Und Ina war wirklich erfreut, daß sie Jemand gefunden hatte, mit dem sie von ihrer Heimath plaudern konnte, denn ihre Tante war selten darauf eingegangen.

„Deine Heimath ist bei mir,“ erwiderte diese stets. „Oder nennst Du das eine Heimath, wo Du nach dem Tode Deines Vaters ganz allein und verlassen standest, wo sich Niemand um Dich bekümmert haben würde, wenn ich mich Deiner nicht angenommen hätte? Hatten Dich nicht alle die Herren im Stiche gelassen,

welche sich Freunde Deines Vaters nannten? Freilich als die Herrlichkeiten zusammengebrochen waren, als es keine Gesellschaften und feine Soupers mehr gab, hatten sie nichts mehr zu gewinnen und die Männer sind Egoisten — alle, alle! In ihrem Katechismus brauchte das Wort „Nächstenliebe“ gar nicht zu stehen, denn sie lieben doch nur sich selbst.“

An dem Abende dieses Tages hatte Thekla für Ina nur einen strengen und halb spöttischen Blick, weil sie nach ihrer Ansicht mit Gerhard zu freundlich gewesen war. Ina bemerkte denselben jedoch gar nicht, weil sie sich keines Unrechtes bewußt, denn sie war Gerhard gegenüber so gewesen, wie sie gegen jeden Herrn gewesen sein würde, denn er hatte in der That nicht den geringsten Eindruck auf sie gemacht.

Bei Gerhard schien es anders zu sein, er brachte auch die Abende der folgenden Tage in Berger's Familie zu, und als Berger ihn scherzend fragte, weshalb er mit einem Male so häuslich geworden sei, da er früher die Abende stets im Kreise seiner Freunde zugebracht habe, erröthete er leicht und erwiderte, daß er sich noch immer nicht ganz wohl fühle.

„Nun, Sie wissen, daß ich Sie gern in meiner Familie sehe und mich freue, wenn unser Kreis Ihnen genügt,“ bemerkte Berger. „Wer den Tag über gearbeitet, hat freilich ein Recht, den Abend seiner Er-

holung und seinem Vergnügen zu widmen, allein was die meisten jungen Herren jetzt als Vergnügen ansehen, ist nichts weniger als eine Erholung, sondern eine neue Anstrengung der Kräfte. Später werden Sie selbst zu dieser Ueberzeugung gelangen, je früher Sie indessen dieselbe gewinnen, um so größer ist der Nutzen für Sie."

Von Tag zu Tag bildete sich zwischen Ina und Gerhard ein vertraulicheres Verhältniß, während Gerhard dem Fräulein Thekla gegenüber ebenso fremd wie am ersten Tage blieb. Es schien fast, als ob er sie fürchte.

Als er eines Abends in Berger's Familienzimmer trat, erblickte er wohl die alte Dame, allein vergebens sah er sich nach Ina um. Auf seine Frage erfuhr er endlich, daß Ina von Kopfschmerzen heimgesucht und deshalb auf ihrem Zimmer geblieben sei. Nur allzu deutlich prägte sich auf seinem Gesichte aus, wie sehr ihn diese Nachricht verstimmte, denn den ganzen Tag über hatte er sich auf den Abend gefreut und nun sollte er Ina nicht sehen. Er ging deshalb nach kurzer Zeit wieder fort, um den Abend in anderer Gesellschaft zuzubringen.

Berger lächelte, allein das Gesicht der alten Dame verzog sich in noch tiefere und düstere Falten, denn sie fühlte sich durch Gerhard beleidigt. Durch sein Fortgehen hatte er deutlich bewiesen, daß ihre Gesell-

schaft ihm nicht genüge, und sie besaß den großen Fehler, zu glauben, sie müsse ebensoviel Interesse einflößen als Ina.

Daß Ina hübscher war, konnte sie nicht leugnen, sie redete sich jedoch ein, daß ihr Gesicht ausdrucksvoller und würdiger sei, ohnehin besaß sie Vermögen, während Ina nur von ihrer Güte lebte. Ihr Haß gegen die Männer war nur ein künstlicher und scheinbarer, allein Gerhard haßte sie wirklich, weil er ihr nicht die Aufmerksamkeiten erwies, auf welche sie glaubte Anspruch machen zu dürfen. Sie würde viel darum gegeben haben, wenn Gerhard sich bemüht hätte, ihre Liebe zu erwerben, nur um ihn mit Verachtung zurückweisen zu können; sie hatte freilich nicht die geringste Hoffnung, daß dies je geschehen werde.

Früher als gewöhnlich begab sie sich an diesem Abend auf ihr Zimmer, weil sie den Aerger über Gerhard nicht länger in sich zu verschließen vermochte. Sie traf Ina noch auf und mit Lesen beschäftigt. Zweimal schritt sie an dem jungen Mädchen vorüber und warf einen erzürnten Blick auf dasselbe. Ina las ruhig weiter, weil sie keine Ahnung von dem Sturme hatte, der ihr drohte.

„Du kommst ja so früh,“ sprach Ina endlich arglos.

Die alte Dame preßte erbittert die Lippen auf einander, als sei sie fest entschlossen, nicht zu ant-

worten, allein in ihr gährte es so heftig, daß sie nicht lange zu schweigen vermochte, denn das Schweigen hatte nie zu ihren guten Eigenschaften gehört.

„Weil der unausstehliche Mensch mich vertrieben hat!“ rief sie endlich.

„Wer?“ fragte Ina, indem sie das Buch auf den Tisch legte und ihre Tante anblickte.

„Wer anders als Gerhard!“ gab Thekla zur Antwort.

„War er heute Abend da?“ fragte Ina arglos.

„Ja, allein als er hörte, daß Du Kopfschmerzen habest, beging er die Ungezogenheit fortzugehen,“ fuhr die Tante fort. „Wir genügten ihm nicht, unsere Gesellschaft war ihm nicht genug, freilich kommen wir ihm nicht so freundlich entgegen wie Du, wir scherzen und lachen mit ihm nicht!“

Ina war kaum im Stande, das Lachen zu verbergen.

„Tante, wie kann er Dich vertrieben haben, wenn er sogleich wieder fortgegangen ist!“ warf sie ein.

„Sei ruhig!“ unterbrach sie Thekla erbittert. „Der Aerger über ihn hat mich fortgetrieben. Ich konnte freilich voraussetzen, daß Du seine Partei ergreifen und ihn entschuldigen würdest. Du bist freundlich mit ihm, weil Du die Männer nicht so gut kennst wie ich und Dich für zu klug hältst, um auf meinen Rath zu hören. Wenn Du wüßtest, daß die Männer

jämmtlich nichts taugen, so würdest Du sie Dir ferner halten! Oder trägst Du vielleicht Verlangen, Dich auch von Gerhard bethören zu lassen? Sage ihm wenigstens vorher, daß Du kein Vermögen besitzest, dann wird seine Artigkeit wohl abnehmen!"

Von Ina's Wangen war bei diesen harten und unzarten Worten das Roth geschwunden, sie wußte freilich, daß ihre Tante, wenn sie einmal erbittert war, ohne jede Ueberlegung sprach, dennoch kränkten diese Worte sie. Langsam erhob sie sich.

„Du erkennst sowohl Gerhard wie mich," sprach sie. „Noch hat er durch kein Wort angedeutet, daß er mich zu bethören beabsichtigt, er unterhält sich mit mir, weil ich mit ihm über seine Vaterstadt sprechen kann, an der er mit voller Liebe hängt; daß mein Vater mir kein Vermögen hinterlassen hat, weiß er, und seine Artigkeit ist dadurch nicht um das Geringste vermindert. Du hast mir bereits so oft gesagt, daß alle Männer schlecht seien, ohne es zu beweisen, wie würde es Dir gefallen, wenn ein Mann von uns Frauen dasselbe sagte?"

Thekla Bremer blickte ihre Nichte einige Sekunden starr an, dann strich sie ihre falschen Locken von den Schläfen zurück. Ina's Worte erschienen ihr so ungeheuerlich, daß sie kaum eine Antwort darauf fand.

„Von uns soll das ein Mann sagen?" rief sie endlich, sich gerade in die Höhe richtend und ihren

Mund stolz zusammenziehend. „Wir Frauen sind gottlob aus einem besseren und edleren Stoffe! Trinken und spielen die Frauen vielleicht wie die Männer? Gehen sie nur darauf aus, die Unschuld zu bethören und zu verführen? Machen sie die Wirthshäuser zu ihrer Häuslichkeit, fangen sie mit Allen Händel an?“

„Du vergißt, daß auch die Frauen Schwächen haben,“ warf Ina ein.

„Schwächen?“ wiederholte Thekla Bremer. „Es giebt leider Frauen, denen man dies nachsagen kann, allein ich habe mich frei davon erhalten und deshalb habe ich ein Recht, Dich zu warnen vor der größten Thorheit der Frauen, vor der Thorheit, daß Sie den Männern vertrauen.“

Nur mit Mühe drängte Ina das Lachen zurück. Ihre Tante glaubte wirklich ohne Schwäche zu sein, und waren ihre vielen Wunderlichkeiten und Launen etwas anders als Schwächen!

Um das Gespräch, bei dem Thekla kein Ende kannte, nicht fortzusetzen, begab sich Ina zur Ruhe. Ihre Tante hatte indessen mit ihrer Warnung gerade das Gegentheil hervorgerufen, denn zum ersten Male sann sie ernst über Gerhard's Aufmerksamkeiten nach und sie konnte kaum noch in Zweifel sein, daß er sie gern hatte.

Jedes junges Mädchen, und wenn es noch so unbefangen ist, fühlt sich durch die Aufmerksamkeiten

eines Herrn geschmeichelt, dieselben sind deshalb stets der erste Weg, auf dem die Liebe langsam in das Herz einzieht.

Ina liebte Gerhard noch nicht, allein sie fand ihn durchaus nicht so unausstehlich wie ihre Tante; um ihn gleichsam in Schutz zu nehmen, malte sie sich seine Vorzüge aus. Wohl kam seine äußere Erscheinung der Brankow's nicht gleich, sie hatte aber auch durch ihren früheren Verlobten kennen gelernt, daß das Innere nicht immer dem Aeußeren entspricht und daß hinter einer hübschen Gestalt ein egoistisches, berechnendes und kaltes Herz sich zu verbergen vermag.

Als Brankow sie verlassen, hatte Ina geglaubt, nie wieder lieben zu können, die Zeit hatte jedoch die Wunde geheilt und sie dachte jetzt nur noch mit einem Gefühle der Enttäuschung und Verachtung an Den, der ihr Herz so schändlich getäuscht hatte. —

Einige Tage später machte sie, da sowohl ihre Tante wie Frau Berger unwohl waren, allein einen Spaziergang in den der Stadt nahe gelegenen Anlagen. Sie konnte dies um so unbesorgter thun, weil um diese Zeit die Anlagen durch Spaziergänger belebt waren. Um nicht erkannt zu werden, hatte sie den Schleier über das Gesicht gezogen.

Es war das erste Mal, daß sie in M. allein ausging, und es überkam sie doch ein Gefühl der Bangigkeit unter all' den Menschen, von denen sie keinen

einzigsten kannte. Sie wäre lieber allein gewesen und doch wagte sie nicht, in einen der weniger belebten Seitenwege einzubiegen, weil sie nicht wußte, wohin dieselben führten.

Da sah sie Gerhard ihr entgegen kommen. Er war allein und schien nicht in heiterer Stimmung zu sein, denn er schien die ihm Begegnenden kaum zu bemerken, da er den Blick, wie in Gedanken versunken, auf den Weg geheftet hatte.

Auch sie bemerkte er nicht, obschon er ihr bereits nahe war. Ihr Herz schlug jedoch schneller. Sollte sie schweigend an ihm vorüberschreiten? Noch war sie im Zweifel, was sie thun sollte, als Gerhard den Kopf emporhob und sie bemerkte. Er schien sie noch nicht zu erkennen, allein er blieb stehen. Plötzlich glitt ein freudig leuchtender Zug über sein Gesicht hin, er hatte sie erkannt und schnell trat er an sie heran.

„Sie hätte ich hier nicht erwartet?“ rief er, indem er sie begrüßte.

„Es wurde mir zu eng im Hause — ich sehnte mich hinaus,“ erwiderte Ina, als ob sie eine Entschuldigung, weil sie spazieren ging, hätte vorbringen müssen.

„Ich glaube es Ihnen,“ fuhr Gerhard fort. „Ich denke es mir entsetzlich, immer in der Gesellschaft Ihrer Tante sein zu müssen.“

Ina lächelte, denn sie dachte daran, wie bitter Thekla Bremer sich über Gerhard ausgesprochen hatte.

„Und doch ist sie so gut, trotz ihrer Schwächen,“ bemerkte sie. „Ihr Herz ist weich, allein sie hat Vieles im Leben erfahren, was sie verbittert hat.“

„Es ist mir unmöglich, mir vorzustellen, daß diese alte Dame auch ein Herz besitzt!“ rief Gerhard lachend. „Ich kann den Gedanken nicht fortscheuchen, daß sie nur eine Maschine ist, welche ihre regelmäßigen Bewegungen macht und täglich aufgezogen wird. Haha! Können sie sich vorstellen, wie Ihre Tante aussehen würde, wenn sie plötzlich verlobt wäre? Ich glaube, sie umhüpfte ihren Verlobten den ganzen Tag über, ihre Locken würden dann nie zur Ruhe kommen!“

„Sie sind böshaft!“ entgegnete Ina, obschon sie sich des Lachens nicht erwehren konnte. „Sie vergessen, daß meine Tante die Männer haßt, und daß sie sich deshalb nie verloben würde.“

„Sie haßt nur die, welche ihr keine Aufmerksamkeiten erweisen; ich sehe täglich, wie dankbar sie für jedes freundliche Wort ist, das Berger an sie richtet. Ihr ganzes Gesicht verklärt sich dann und sie blickt ihn so zärtlich an, als hätte sie Lust, ihn sofort in ihre Arme zu schließen.“

„Weshalb sind Sie dann nicht freundlicher gegen sie?“ warf Ina ein.

„Weil ich befürchte, sie könne auch mir einen zärtlichen Blick zuwerfen.“

„Können Sie denselben nicht ertragen?“

„Von ihrer Tante nicht,“ gab Gerhard zur Antwort. „Für einen solchen Blick aus Ihrem Auge würde ich alles opfern!“

„Wollen Sie mich zwingen, meinen Sparziergang allein fortzusetzen?“ unterbrach ihn Ina.

„Nein, nein, Ina,“ fuhr Gerhard lebhafter fort, indem er, ohne daß Ina es gewahr wurde, mit ihr in einen Seitenweg einbog. „Ich bin ja glücklich, daß ich Sie endlich einmal allein treffe. In Berger's Zimmer fühle ich, wie stets der Blick Ihrer Tante auf mir ruht, und er raubt mir jeden Muth, Ihnen das zu sagen, was seit dem Tage, an dem ich Sie zum ersten Mal gesehen, mein Herz erfüllt.“

„Ich bitte, schweigen Sie,“ rief das Mädchen fast flehend.

„Wollen Sie mir die Gelegenheit rauben, mich offen und ehrlich gegen Sie auszusprechen?“ fuhr Gerhard fort. „Ina wollen Sie mir einen Vorwurf daraus machen, daß alle meine Gedanken seit dem Tage sich nur mit Ihnen beschäftigt haben? Ich mag Ihrer unwerth sein, allein keine Menschenmacht, auch Sie nicht, können hindern, daß mein Herz für Sie schlägt!“

Ina war nicht im Stande zu antworten, allein sie ging schneller, als ob sie ihm entfliehen wolle.

„Ich bitte Sie, hören Sie mich an,“ fuhr Gerhard, dicht an ihrer Seite gehend, fort. „Aus der Offenheit, mit der ich Ihnen mein ganzes Leben mittheilen will, mögen Sie sehen, daß es mir unmöglich ist, Sie zu täuschen.“

Ina schwieg noch immer.

„Viele werden meine Jugendzeit eine glückliche nennen, weil sie mir alles bot, was die Jugend sich wünscht — seitdem ich Sie kennen gelernt habe, sehe ich sie als eine verfehlte an. Ich kannte nur das eine Bestreben, mich zu amüsiren, denn von dem Ernste des Lebens hatte ich keine Ahnung. Da ich stets Geld genug besaß, fehlte es mir nie an Freunden, welche meine Schwächen noch befestigten. In schlechte Gesellschaft gerathen, vergeudete ich mein Geld und machte Schulden, ich glaubte sogar zu lieben und muß heute bei dem Gedanken erröthen, daß ich das, was ich damals empfand, für Liebe hielt. Was Liebe ist, weiß ich erst, seitdem ich Sie kennen gelernt habe. Ina, Ihnen verdanke ich eine neue Wendung meines Lebens, dies ist nicht eine flüchtige, vorübergehende Regung, sondern ein fester und ernster Entschluß. In Ihrer Hand liegt es, alles aus mir zu machen, wollen Sie Ihre Hand von mir abziehen?“

Die Gefragte wandte den Kopf ab, denn sie fühlte, wie heftig das Blut in ihre Wangen geschossen war.

„Sprechen Sie!“ sprach Gerhard. „Darf ich das Ziel, auf welches alle meine Wünsche gerichtet sind, zu erreichen hoffen? Wollen Sie mir eine neue bessere Zukunft eröffnen? Sagen Sie nicht „Nein“, denn dies eine Wort würde mir jeden Werth des Lebens rauben! Ich würde jeden guten Entschluß, den ich gefaßt habe, von mir werfen, denn wozu soll man ringen, wenn das Leben keinen Werth mehr hat, wenn man auf keinen Sieg hoffen darf! Ina, nehmen Sie mir wenigstens die Hoffnung nicht,“ fuhr er dringender fort, indem er stehen blieb und ihre Hand erfaßte. „Sie können ja jeden Tag Ihr Wort zurücknehmen, wenn Sie sehen, daß ich Ihrer nicht würdig bin. Oder glauben Sie nicht an die veredelnde Kraft der Liebe? Bin ich Ihrem Herzen so gleichgiltig, daß es nicht einmal Mitleid mit mir empfindet?“

„Nein — nein!“ stammelte Ina — sie wußte kaum, was sie sprach, Gerhard's Geständniß hatte sie zu sehr überrascht, sie fühlte wohl, daß ihr Herz für ihn schlug, sie glaubte demselben jedoch nicht.

„Ina, dann sagen Sie mir, daß Ihre Hand mich schützen soll!“ rief Gerhard. „Lassen Sie sie mir für das ganze Leben, ich will sie heilig halten, wie das höchste Gut, das uns aus Gnade geschenkt ist!“

Ina zitterte, und doch war sie nicht im Stande, ihm die Hand zu entziehen.

„Soll sie mein sein,“ rief Gerhard, sie noch fester

umschließend. Sie können einen Menschen für die ganze Dauer seines Lebens glücklich machen — sagen Sie nicht nein!“

„Sie haben sie ja bereits!“ entgegnete Ina leise.

„Mein, mein!“ jubelte Gerhard auf. Er preßte die Hand an seine Lippen, und würde sie an sein Herz gebogen haben, wenn er nicht in der Ferne Menschen erblickt hätte.

„Nun soll mein ganzes Leben Dir gehören!“ fuhr er glücklich fort, indem er den Schleier von Ina's Gesicht zurückschob, um ihr in das Auge zu blicken. „Was ich Dir in dieser Stunde gelobt habe, das will ich halten, fest und treu. Ist es mir doch, als ob ein anderes Blut jetzt durch meine Adern rinne, als ob ich gewachsen und stärker geworden sei! Ja, ich fühle die Kraft in mir, jedes Hinderniß, das unserer Liebe entgentritt, niederzuwerfen und zu besiegen — ich lasse nicht von Dir und müßte ich mein Leben hingeben!“

Ina drängte zur Heimkehr. Arm in Arm gingen sie zur Stadt zurück und immer und immer mußte Ina Gerhard wiederholen, daß auch sie ihn liebe.

Als sie in Berger's Hause angelangt waren und Gerhard sie an sich zog und den ersten Kuß auf ihre Lippen preßte, riß sie sich von ihm los und eilte die Treppe hinauf in ihr Zimmer.

Thekla sah sie mit hochgerötheten Wangen und

tiefathmender Brust eintreten, sie schien erschreckt zu sein und doch strahlten ihre Augen voll Glück. Die alte Dame blickte sie scharf und prüfend an. Einen Augenblick lang wartete sie, ob Ina ihr nichts mittheilen werde, als diese indessen an das Fenster eilte, fragte sie mit ihrer scharf und kalt klingenden Stimme: „Was ist geschehen?“

Ina zögerte mit der Antwort; es war ihr jedoch nicht möglich, das Glück, welches ihre Brust erfüllte, länger zu verschweigen, zu ihrer Tante eilend, erfaßte sie deren Rechte mit beiden Händen und rief: „Tante, ich habe mich verlobt!“

Sie hatte vielleicht erwartet, daß die alte Dame sie wie eine Mutter an ihre Brust ziehen werde, aber Thekla zuckte wie von einem Insekt gestochen zusammen, und in dem Blicke, den sie auf Ina richtete, lag wirklich etwas Giftiges. Kalt entzog sie derselben ihre Hand.

„Verlobt?“ wiederholte sie.

„Ja, Tante!“ rief die Glückliche. „Ich ging in den Anlagen spazieren, da begegnete er mir. Er begleitete mich und — wie es gekommen ist, weiß ich selbst nicht mehr, er gestand mir, daß er mich liebe, er bat so innig, daß ich ihm meine Hand schenken und die Seinige werden möge, da konnte ich nicht länger widerstehen, denn ich bin ihm gut — ich gab ihm mein Wort.“

Die so glücklichen Worte des Mädchens machten auf die Alte nicht den geringsten Eindruck, ein böshafter Zug zuckte über ihr Gesicht hin, sie gönnte Ina das Glück nicht.

„Wem bist Du gut? Mit wem hast Du Dich verlobt?“ fragte sie.

„Mit Gerhard!“

Die Alte fuhr mit einem Male empor und stand gerade da, sie blickte Ina so erschreckt an, als ob ihr ein Gespenst erschienen wäre.

„Mit Wem?“ fragte sie noch einmal, denn sie mußte sich verhört haben, es war nicht möglich — sie vermochte nicht einmal den Gedanken zu fassen.

„Mit Gerhard,“ sprach Ina noch einmal.

Thekla Bremer trat einen Schritt zurück, um mit ihrer Nichte nicht in die geringste Berührung mehr zu kommen.

„Mit ihm, mit diesem abscheulichen Menschen!“ rief sie. „Aber ich dulde es nicht, nie und nimmermehr! Mit diesem Menschen, den ich hasse, den ich kaum zu sehen vermag, mit diesem Menschen, der noch kein freundliches Wort an mich gerichtet, der ausweicht, wenn ich ihm allein begegne — der — der! Ich leide es nimmermehr!“

„Tante, er ist gut und liebt mich wirklich innig,“ bat Ina. „Er sagte, das Glück seines ganzen Lebens

wäre vernichtet, wenn ich nicht die Seinige werde. Konnte ich ihn unglücklich machen?"

„Ja, ja, er verdient nichts Besseres!“ rief die alte Dame, welche sich in ihrer Erregung bereits nicht mehr kannte. „Dies sind also die Früchte meiner Ermahnungen und Warnungen, die ich Dir ertheilt habe! Ich habe Dir so oft gesagt, daß die Männer alle nichts taugen, Du hast nicht auf mich gehört. Als Dein Vater gestorben war, als Du allein und verlassen dastandest, nahm ich Dich zu mir, weil ich hoffte, ich werde Dich zu einem vernünftigen Mädchen erziehen können, Du solltest die Erbin meiner Anschauungen und auch meines Vermögens werden, und so lohnst Du meine Bemühungen und guten Absichten! O, diese Undankbarkeit ist unerhört! Aber ich dulde nicht, daß Du diesem Menschen angehörst. Ich will es nicht!“

„Tante, ich liebe ihn!“ warf Ina ein.

Diese Worte erregten die Alte noch mehr.

„Haha! Du liebst diesen abscheulichen Menschen!“ rief sie höhrend. „Ich werde ihm sagen, welche Liebe er verdient, ich werde ihm sagen, daß Du nur einen Scherz mit ihm getrieben habest, daß Du nie — nie die Seinige werden kannst, weil Du Dich überhaupt nicht verheirathen werdest! Ohne Schonung will ich ihm dies sagen, denn er verdient nicht geschont zu werden!“

Ina wußte, daß Thekla in ihrer blinden Erbitterung zu einem solchen Schritte fähig war. Sie mußte dies verhindern und fest richtete sie sich empor.

„Du wirst dies nicht sagen, denn ich liebe ihn und werde die Seinige, wie ich ihm versprochen habe,“ sprach sie.

Thekla blickte sie ganz erstaunt an, denn mit dieser Entschiedenheit war das Mädchen ihr nie entgegengetreten.

„Willst Du mich vielleicht hindern?“ fragte sie.

„Ja, ich werde Dich hindern!“ fuhr Ina entschlossen fort, denn sie trat nicht allein für ihr Glück, sondern auch für das Glück ihres Verlobten ein. „Du kannst es Gerhard sagen, dann werde ich ihm aber mittheilen, daß Du ihm nicht die Wahrheit gesagt, daß ich die Seinige werden wolle, und daß Niemand im Stande sei, mich zurückzuhalten!“

Das Blut wich aus den gelben Wangen der alten Dame, ihre Augen schlossen sich halb, dennoch funkelten sie durch die fast geschlossenen Wimpern.

„Du wagst mir zu trotzen?“ rief sie und ihre Stimme bebte.

„Ja. Ich will Das, was ich als mein Lebensglück ansehe, von Niemand vernichten lassen und am wenigsten eines blinden Vorurtheils und einer thörichten Laune wegen!“

„Dann sage ich mich los von Dir!“ rief Thekla.

„Dann habe ich nichts mehr mit Dir gemein und Du wirst nicht eine Mark von dem erben, was ich Dir zugedacht habe.“

„Ich habe auf nichts gerechnet,“ erwiderte Ina.

Die Alte schwieg einen Augenblick und schien zu überlegen.

„Noch Eines will ich Dir sagen,“ fuhr sie dann fort. „Nimmst Du Dein Wort, welches Du dem Menschen gegeben hast, nicht zurück, so reise ich heute noch ab, ich nehme Dich indessen nicht mit mir, mein Haus bleibt Dir von dieser Stunde an verschlossen, Du magst zusehen, wo Du ein Unterkommen findest!“

Die harten Worte riefen Thränen in Ina's Augen.

„Tante, ich habe kein Unrecht begangen!“ rief sie weinend. „Ich verdiene diese Vorwürfe nicht, denn ich habe nach meinem Herzen gewählt, bin der festen Ueberzeugung, daß ich mit Gerhard glücklich werde, und halte deshalb an meiner Wahl fest!“

„So!“ entgegnete Thekla, welche durch die Thränen ihrer Nichte nicht versöhnlicher und milder gestimmt wurde. „Auch ich werde an meinem Entschluß festhalten! Noch einmal richte ich die Frage an Dich, ob Du den Menschen aufgeben willst!“

Ina kämpfte mit sich.

„Ich kann es nicht,“ preßte sie endlich hervor.

„Nun, dann reise ich heute noch ab und wir sind

von dieser Stunde an getrennt!" rief die unerbittliche alte Dame.

Sie wandte sich ab und fing bereits an, ihre Sachen zusammen zu legen.

Alle Bitten Ina's waren erfolglos, Thekla's Eigensinn war nicht zu besiegen. Die Erbitterte erwiderte auf die Bitten kein Wort und that, als ob ihre Nichte gar nicht im Zimmer sei.

Immer allein stehend hatte Thekla ihren Launen stets nachgegeben und sich nie nach anderen Menschen zu richten gelernt. Sie hielt ihre Ansicht und ihren Willen für den allein richtigen, und weil sie wußte, daß sie oft verlacht wurde, hielt sie mit um so größerer Zähigkeit an ihrem Willen fest. Es war ein Gefühl des Trostes und Eigensinnes, welches sie den Menschen entgegensetzte. Daß sie sich selbst am meisten dadurch schadete, sah sie nicht ein.

Weil sie Vermögen besaß und von demselben unabhängig leben konnte, rief sie oft: „ich brauche die Menschen nicht!" Die Menschen konnten sie freilich auch entbehren.

Als Ina ihre Bitten erfolglos erschöpft hatte, eilte sie in Berger's Zimmer, in dem sie Berger anwesend fand. Weinend theilte sie ihm den Eigensinn und Entschluß ihrer Tante und die Ursache desselben mit.

„Ina, Du hast Dich mit Gerhard verlobt?" rief

Berger erfreut, indem er dem Mädchen beide Hände entgegenstreckte. „Eine freudigere Nachricht hättest Du mir kaum mittheilen können,“ fuhr er fort. „Sieh, ich habe Gerhard gern und bin mit seinem Vater innig befreundet, Gerhard hat ein gutes Herz, allein seinem Charakter fehlt noch die nöthige Festigkeit, durch Dich wird er sie bekommen, denn die Liebe veredelt, und daß er Dich wirklich liebt, habe ich bereits seit Tagen bemerkt. Deine Tante ist eine Thörin, wenn sie dagegen ist, ich glaube jedoch, daß es nur eine augenblickliche Laune ist. Laß ihr Zeit und sie wird sich eines Besseren besinnen. Wunderliche Leute kann man nicht besser strafen und heilen, als wenn man auf ihre Launen und Thorheiten nicht das geringste Gewicht legt, läßt man sie ruhig gewähren, so kommen sie endlich von selbst zur Vernunft!“

„Sie kennen meine Tante nicht,“ warf Ina ein. „Hat sie einmal einen Entschluß gefaßt, so ist sie durch nichts davon abzubringen. Ich habe bereits alle meine Bitten erschöpft, sie besteht darauf, heute noch abzureisen und packt schon ihre Sachen.“

Berger schüttelte mit dem Kopfe.

„Ich kann nicht glauben, daß sie die Thorheit so weit treiben wird,“ bemerkte er.

„Sie thut es, lieblos hat sie mich von sich fortgestoßen. Sie kann Gerhard nicht leiden, deshalb ist sie dagegen!“

„Ich werde selbst mit Deiner Tante sprechen,“ fuhr Berger fort. „Bleibe hier, während ich zu ihr gehe; ich hoffe, sie bald zur Vernunft zu bringen.“

Er rief seine Frau, theilte ihr Ina's Verlobung mit und eilte dann zu Thekla Bremer.

Berger's Gattin hatte über die Verlobung dieselbe Freude und sie bot alles auf, um Ina zu beruhigen. Sie ließ sich erzählen, wann Gerhard ihr seine Liebe gestanden hatte.

Berger trat nach einiger Zeit wieder in das Zimmer, sein Gesicht war geröthet, seine Brauen hatten sich zusammengezogen, man sah ihm an, daß er alle Kräfte aufbot, um seine heftige Erregung zu beherrschen.

Fragend und bange richtete Ina den Blick auf ihn.

„Deine Tante ist närrisch,“ sprach er endlich. „Alle Zureden und vernünftigen Gründe scheitern an ihrem thörichten Eigensinn. Einen solchen herzlosen Egoismus habe ich nie kennen gelernt, denn sie haßt Gerhard nur deshalb, weil er nicht freundlich genug gegen sie gewesen ist, dadurch hat sich ihre Eitelkeit beleidigt gefühlt. Ich habe sie gebeten und dann mit ernstestn Worten zu überzeugen gesucht, daß sie thöricht handelt, sie besteht darauf, heute noch abzureisen, da habe ich ihr endlich, als meine Geduld gänzlich erschöpft war, gesagt, daß ich sie nicht halten könne und auch nicht halten werde.“

„Sie reißt allein fort und nimmt mich nicht mit!“ rief Ina weinend.

„Sei ruhig“, sprach Berger, indem er des Mädchens Hand erfaßte. Auch wenn sie Dich mit sich nehmen wollte, so würde ich dies nicht zugeben, denn einem so kindischen Eigensinne darf ich Dich nicht überlassen! Sie hat auch mir gesagt, daß Du ihre Schwelle nie wieder überschreiten sollest — Du hast dies gottlob nicht nöthig, mein Haus steht Dir immer offen, ich will Dich wie meine Tochter ansehen und halten, und wenn es Dir hier nicht gefällt, dann wird Dich Gerhard's Vater mit voller Liebe aufnehmen, denn er kann für seinen Sohn kein größeres Glück wünschen, als Du ihm geben wirst.“

Ina warf sich an seine Brust und dankte schluchzend für seine Liebe.

Thekla Bremer reiste nach wenigen Stunden ab, ohne von Ina Abschied genommen zu haben, da sie sich weigerte, dieselbe noch einmal zu sehen. Berger sagte ihr sehr kurz „Lebewohl“, da der kindische Eigensinn der alten Dame ihn erbittert hatte.

Und Ina wurde schnell über den Zorn ihrer Tante durch Gerhard getröstet, der jede Thräne von ihren Wangen küßte und ihr schwor, daß er sie nie weniger lieben werde, als in dieser Stunde.

Als Ina sich spät am Abende auf ihr Zimmer begab, war sie noch zu erregt, um schlafen zu können,

sie schrieb deshalb einen langen Brief an Johanna und theilte der Freundin die ganze Größe ihres Glückes mit, denn ihr konnte sie alles anvertrauen.

Glückliche Tage brachen für Ina herein, es war ihr oft, als ob sie sich in einem Rausche befinde, denn Gerhard und Berger überhäuften sie mit Liebe und Aufmerksamkeiten. In diesem Glücke erregte es keine Befürchtungen in ihr, als sie den an Johanna gerichteten Brief nach mehreren Tagen als unbestellbar zurückerhielt. Es stand auf dem Briefe nur kurz bemerkt, daß die Adressatin aus ihrer früheren Wohnung fortgezogen sei. Ina hatte von dem trüben Geschehe der Freundin keine Ahnung und sie beruhigte sich mit dem Gedanken, daß sie in kurzer Zeit Johanna selbst sprechen werde, denn Gerhard's Vater hatte ihr geschrieben, daß er kommen werde, um sie kennen zu lernen, und daß er sie dann als seine Tochter in sein Haus führen werde.



Fünftes Kapitel.

Johanna's Geschick hatte sich immer trauriger und düsterer gestaltet. Wohl hatte sie den festen Entschluß gefaßt, das, was über sie verhängt war, ohne Klage zu tragen, allein sie hatte nicht in Berechnung gezogen, ob ihre Kräfte auch ausreichen würden. Sie wollte Wenzel nicht zürnen und doch drängte sich ihr immer wieder die Frage auf: weshalb hat er nicht auf Deine Warnungen gehört, weshalb hat er sein und Dein Glück einem Phantom geopfert?

Der Tag der öffentlichen Gerichtsverhandlung, in welcher über Wenzel und Brand das Urtheil gesprochen werden sollte, war erschienen, Johanna hatte denselben erfahren, allein sie war nicht im Stande

gewesen, dabei zugegen zu sein; sie hatte nicht hören können, wie der, dem sie ihr Leben gewidmet hatte, verurtheilt wurde.

Der Zuhörerraum war mit Arbeitern gefüllt gewesen, Wenzel hatte in dumpfer Ruhe alles offen eingestanden und kaum den Blick emporzuheben gewagt. Das Unglück, welches er selbst verschuldet, schien ihn vollständig niedergedrückt zu haben. Brand hatte sich nicht verloren gegeben, mit gewandten Worten hatte er die Berechtigung seiner Ideen zu vertheidigen gesucht und mit Stolz ausgerufen, er wolle gern der Märtyrer einer gerechten Sache werden, die in kurzer Zeit trotz aller entgegengesetzten Bestrebungen siegreich aus dem Kampfe hervorgehen werde.

Seine gewandten Worte hatten ihm nicht geholfen, er wie Wenzel waren zu zwei Monate Gefängniß verurtheilt worden.

Auch jetzt noch war kein Wort der Klage über Johanna's Lippen gekommen, als sie das Urtheil erfahren, denn auf Wenzel's Freisprechung hatte sie nicht mehr gehofft.

Um das Maß ihrer Leiden voll zu machen, hatte der Besitzer des Hauses, in dessen Hintergebäude sie wohnte, sie, weil sie nicht im Stande war, die Miethe zu bezahlen, schonungslos aus der Wohnung getrieben und den größten Theil ihrer Möbeln zurückbehalten,

um durch sie Deckung für seine Forderung zu haben. Der Mann war nach seinem Contracte im Rechte gewesen und ein Herz hatte er nie besessen.

In einer engen, abgelegenen Straße, vier Treppen hoch, hatte Johanna ein kleines Zimmer gefunden, dorthin hatte sie sich mit ihrem Kinde begeben, und mit den wenigen Sachen, welche ihr noch übrig geblieben waren. Sie besaß fast nichts mehr, was sie verkaufen konnte, und die bitterste Noth klopfte an die Thüre, denn sie konnte nur wenig arbeiten, weil die Pflege des schwächlichen Kindes fast all' ihre Zeit in Anspruch nahm.

Hätte sie das Kind nicht besessen, so würde sie das Elend nicht ertragen haben, so oft sie aber kraftlos zusammenzubrechen drohte, raffte der Anblick des Kindes sie wieder auf. Seinetwegen mußte sie standhaft bleiben, denn was sollte aus dem armen kleinen Wesen werden, wenn es ihre Pflege entbehren mußte?

Bleich und elend saß sie eines Morgens in dem engen und erbärmlichen Zimmer. Das Kind hatte sie die ganze Nacht über nicht für einen Augenblick zur Ruhe kommen lassen, jetzt schlief es und sie hatte sich an das Fenster gesetzt und eine Näharbeit zur Hand genommen, denn sie mußte arbeiten, um zu leben. Schon nach kurzer Zeit sanken ihre Arme erschöpft nieder, vor ihren Augen, welche keine Thränen

mehr hatten, flimmerte es und halb bewußtlos starrte sie über die nahen gegenüberliegenden Dächer hinweg zu dem Himmel, an dem die grauen und düsteren Wolken auch nicht den leisesten blauen Schimmer durchblicken ließen. Glückliche Bilder ihrer Jugend stiegen vor ihr auf — gewaltsam verscheuchte sie dieselben, sie dachte an die Zeit, welche sie in Platener's Hause zugebracht hatte — fort — fort mit diesen Gedanken, denn sie paßten nicht zu ihrem Glende. Und dann wieder erinnerte sie sich des Briefes, den sie an Ina geschrieben, in welchem sie der Freundin ihre Verlobung mit Wenzel mitgetheilt und ihr offen gesagt hatte, weshalb sie diese Wahl getroffen. Nach dem Unglücke, welches Ina's Vater betroffen, hatte sie geglaubt, die Arbeit und die Kraft des Armen biete die größte Sicherheit, sie hatte ihr volles, ganzes Vertrauen auf Wenzel gebaut, er hatte ihr ja gesagt, daß sie nie Noth leiden sollte, und wohin hatte er sie gebracht!

Sie wollte ihm nicht zürnen, allein sie glaubte auf nichts mehr vertrauen und hoffen zu können. Mit einem dumpfen Schmerze sah sie der Zukunft entgegen. Sollte sie das Mitleid Anderer anrufen und zur Bettlerin werden? Sie fuhr bei diesem Gedanken wie erschreckt empor, in ihr bäumte es sich auf. „Nie — nie, lieber wirst du dir den Tod geben!“ wollte sie rufen, allein ein Blick auf ihr

schlafendes Kind schloß ihre Lippen. Des Kindes wegen mußte sie leben.

Die Frauen sind nie größer, als wenn sie sich für Andere, und namentlich für ihre Kinder aufopfern können. Sie scheinen andere Wesen zu werden; ihr fester, ausdauernder Wille scheint aus der schwachen, körperlichen Hülle heraus zu treten und riesenhaft anzuwachsen. Es sind an Krankenlagern von Frauen größere Heldenthaten vollbracht, als je ein Mann ausgeführt, es sind die stillen Heldenthaten der Liebe, welche in keinem Geschichtsbuche verzeichnet werden.

Auch Johanna stand dies Heldenthum bevor. Die Unruhe ihres Kindes war bereits der Beginn einer Krankheit desselben, von der sie noch keine Ahnung hatte. Aus dem Kummer und den Sorgen der Mutter schien das kleine Wesen den Keim des Todes eingesogen zu haben.

Johanna war in der Pflege und Sorgfalt für das Kind unermüdlich; jede andere Sorge schien von ihr geschwunden zu sein. Der Tag und die folgende Nacht schwand, ohne daß sie die Krankheit des Kindes ahnte; erst als am zweiten Tage das kleine Gesicht sich auffallend veränderte, erkannte sie die Gefahr. Verzweiflung erfaßte sie. Sie konnte die Kranke nicht verlassen, um einen Arzt zu rufen, und stand ganz verlassen da.

Endlich gelang es ihr, eine Frau, welche in dem=

selben Hause wohnte, zu bewegen, einen Arzt herbei zu holen. Es war in der großen Stadt nicht leicht, denn die Stätten der Armuth betreten auch die Aerzte nicht gern.

Nach Stunden, gegen Abend, kam der so sehnlich und bange Erwartete. Er trat an das kleine Bett und beobachtete das Kind; er legte ihm die Hand auf die kleine Stirne und fühlte nach dem schwachen Pulse.

Langsam, wie von einem schmerzlichen Gefühle durchzuckt, zog er die Schultern empor.

Mit aufmerksamen hängen Blicken hatte Johanna jede seiner Mienen beobachtet; in krampfhaftem Schmerze erfaßte sie seinen Arm.

„Herr Doctor ist Gefahr vorhanden?“ rief sie.

Der Arzt richtete das Auge auf das bleiche, hübsche Gesicht der jungen Frau. Es schien ihm schmerzlich zu sein, ihr die volle Wahrheit zu sagen.

„Seien Sie ruhig, fassen Sie sich,“ sprach er.

„Ist Gefahr vorhanden?“ wiederholte Johanna.

„Sagen Sie mir die Wahrheit!“

Der Arzt zögerte mit der Antwort. Was half ihm indessen das Schweigen. Trat die Wahrheit nicht in wenigen Stunden noch viel schroffer und entsetzlicher an die Unglückliche heran? Durfte er sie unvorbereitet lassen?

„Fassen Sie sich!“ bat er, indem er Johanna's

Hand erfaßte. „Der Mensch muß sich in das Unabwendbare mit Fassung fügen — hier kommt meine Hilfe zu spät!“

Mit lautem Aufschrei sank Johanna nieder.

Der Arzt hob sie empor und lehnte sie auf ihr Bett; er rief die Frau, welche ihn geholt hatte, und verließ dann das Zimmer. Helfen konnte er nicht, weshalb sollte er Zeuge eines verzweiflungsvollen Schmerzes sein?

Johanna kam nach kurzer Zeit wieder zu sich, die Angst raffte sie empor; sie stürzte zu dem Bette ihres Kindes, um dasselbe mit beiden Armen zu umklammern.

„Beruhigen Sie sich“, versuchte die Frau sie zu trösten; „es ist schmerzlich, wenn man ein Kind in dem Alter verliert; allein es ist immer noch besser, als wenn sie schon herangewachsen sind und dann sterben, wenn dann alle die Mühe und die Kosten, welche sie verursacht haben, mit verloren gehen. Ich habe vier Kinder verloren, es hat mir leid gethan; ich habe jetzt noch drei am Leben, und wenn ich daran denke, wie es mir ergehen würde, wenn ich für sieben Kinder sorgen müßte, dann kann ich nur sagen: der mir die Kinder genommen hat, hat am besten gewußt, was für mich gut sei, wenn ich auch damals anders dachte.“

Johanna's Herz vermochte diese Worte nicht zu fassen, sie klangen ihr wie ein Hohn.

Verseßen Sie sich in die Lage des reichen Kaufmannes, der an der Ecke unserer Straße das große Haus besitzt," fuhr die Frau fort, um ein anderes Tröstungsmittel zu versuchen. „Er ist so reich, daß er fünfzig Kinder ernähren könnte, allein er besaß nur ein einziges, und auch dieses ist ihm gestorben. Wie groß sein Schmerz sein muß, das vermag Unserer gar nicht zu fassen, denn aus den Sorgen und der Noth kommt man doch nie heraus. Ich habe das Kind beerdigen sehen und nur den einzigen Wunsch gehabt, daß ich das für meine drei Lebenden hätte, was die Beerdigung gekostet hat.“

Johanna war nicht länger im Stande, solche Worte zu hören. Konnte denn das Geld für das Herz einer Mutter einen Unterschied machen? Hing das kleine Wesen nicht mit ebensoviel tausend Täden an ihrem Leben, als das Kind eines Reichen?

„Ich bitte Sie, verlassen Sie mich!“ rief sie.

„Nun, wenn das Kind todt ist und Sie in Betreff der Beerdigung nicht Bescheid wissen“, sprach die Frau, sich zur Thüre wendend, „dann rufen Sie mich, denn ich habe es viermal durchgemacht, da lernt man es kennen. Die Armentasse muß einen Theil der Kosten übernehmen, das weiß ich; allein man muß

sich deshalb an die richtige Person wenden, sonst machen sie Schwierigkeiten und man erhält nichts!"

Die Frau verließ das Zimmer, sie hatte es mit ihren Tröstungsversuchen gut gemeint. Wie tief sie dadurch in Johanna's Herz schnitt, davon hatte sie keine Ahnung. Für sie waren die Kinder nie mehr gewesen als Wesen, welche schlaflose Nächte bereiten und Sorge bringen. Sie hatte bei dem Tode ihrer Kinder auch geweint, nicht, weil sie tiefe Schmerzen empfand, sondern, weil nach ihrer Ansicht sich das für eine Mutter gehörte.

Johanna hätte laut aufschreien mögen, denn entsetzlich hallten die Worte: „Wenn das Kind todt ist“, in ihr wieder. In Verzweiflung rang sie die Hände über dem kleinen Wesen, dessen Athem immer schwächer wurde, dessen Herzschlag sie kaum noch zu fühlen im Stande war. Sie hatte sich nie so sehr nach Wenzel gesehnt als jetzt, wo sie der Verzweiflung zu unterliegen drohte. Nur er konnte mit empfinden, was sie litt, denn nur sein Herz hatte einen Antheil an dem Kinde.

Die Nacht war längst hereingebrochen, auf den Straßen war es still geworden, denn die Menschen hatten sich zur Ruhe begeben. Nur dann und wann ging ein lustiger Zechbruder, dem das Bier und die Gesellschaft besonders gut gefallen hatte, singend über die Straße, oder der langsame Schritt des Nacht-

wächters schallte in der Stille der Nacht. Keiner achtete jedoch darauf, daß in dem ärmlichen Hause oben in dem Dachstübchen noch zwei Fenster schwach erhellt waren. Keiner dachte daran, daß dort ein Herz im tiefsten Weh rang.

Wer denkt auch daran, wenn er auf den Wogen des Lebens lustig dahin segelt, wie viel Unglückliche, welche die Wogen verschlungen haben, todt auf dem Grunde ruhen! Sieht Jemand dem Spiegel des Meeres, wenn es im Abendsonnenscheine so feierlich-friedlich erglänzt, an, was sein Grund birgt; hallen durch die Stille noch die bangen Hilferufe der Unglücklichen, welche vielleicht wenige Stunden zuvor mit den Wogen rangen und von ihnen verschlungen wurden? Blüht in der Natur nicht überall frisches und üppiges Leben dicht neben dem Tode?

Es ist eine Nothwendigkeit, sagen wir von dem Walten der Natur, es ist der große Prozeß des ewigen Werdens, das Leben reißt dem Tode entgegen und aus dem Gestorbenen blüht neues Leben hervor. Nur das Menschenherz vermag dies nicht zu fassen.

Johanna saß regungslos neben dem kleinen Bett ihres kranken Kindes, welches kaum noch ein Zeichen des Lebens von sich gab, ihre Augen waren starr auf das kleine Gesicht gerichtet, welches blasser und blasser wurde.

Sie schlief nicht, allein das Uebermaß des Schmerzes und die fast übernatürlichen Anstrengungen hatten sie in einen Zustand der vollständigen Erschlaffung und Apathie versetzt. Sie wußte nicht mehr, was mit ihr vorging, sie empfand nur einen dumpfen, halb unbewußten Schmerz.

Die Lampe brannte düster und düsterer, ohne daß Johanna es bemerkte, es war, als ob unheimliche Schatten durch das Zimmer hinhuschten, sie nahm es nicht wahr. Ihr Kopf sank immer mehr auf die Brust herab, es war, als ob die brennenden Augen gekühlt würden; endlich schlossen sie sich und der Schlaf erbarmte sich der Unglücklichen. Er nahm von ihrem Herzen die Last, die so drückend schwer darauf lastete, der Traum führte sie zu Wenzel, der frei war und sie jubelnd mit offenen Armen empfing. Er kam nicht aus dem Gefängnisse, sondern war von einer Reise zurückgekehrt.

„Komm' mit mir und sieh', was ich Dir mitgebracht habe,“ sprach er und führte sie durch mehrere Straßen zu einem neuen und freundlichen Hause.

„Dies gehört mir und Dir“, fuhr er fort. „Hier werden wir wohnen und glücklich sein.“

Sie trat in das Haus ein. Es war ihr, als ob die Wohnung ihrer Eltern sich vor ihr aufthue, und doch war Alles viel schöner und glänzender; sie

glaubte die Möbel wieder zu erkennen, die Blumen, welche in dem Fenster standen, und dabei war Alles neu. Und Wenzel führte sie aus einem Zimmer in das andere, die Räume dehnten sich, wurden immer größer, bis sie endlich von einem Gefühl der Angst erfaßt wurde und ihn bat, mit ihr umzukehren.

Da fuhr sie empor. Die Morgensonne schien hell in das enge Zimmer. Einen Augenblick hatte sie nöthig, um die Traumbilder von der Wirklichkeit zu scheiden, dann blickte sie auf ihr Kind. Es lag so still und ruhig da, schlief es noch immer? Leise legte sie die Hand auf die Stirne des kleinen Wesens, erschreckt zuckte sie zusammen, denn die Stirne war kalt.

Sie selbst fuhr fröstelnd zusammen, es war kalt in dem Zimmer geworden. Halb noch im Schläfe, ohne zu ahnen, daß ihr Liebling bereits todt war, stürzte sie zum Ofen, um Feuer anzumachen. Es mußte warm werden in dem Zimmer, damit das kleine Wesen erwärmt werde.

Und als das Feuer brannte, als sie die Kohlen darauf geschüttet, eilte sie an das kleine Bett zurück. Leise erfaßte sie des Kindes kleine Hand, auch sie war kalt; sie fühlte nach dem jungen Herzen — es stand still. Aufschreiend riß sie das kleine Wesen empor, preßte die Lippen ihm auf Mund und Wangen, barg es fest an ihrer Brust, um es zu er-

wärmen, denn sie konnte den Gedanken nicht fassen, daß es todt sei.

All' ihre Liebkosungen riefen das entflohene Leben nicht zurück. Dann hielt sie ihren Liebling empor, blickte ihn an und stieß mit gellendem Aufschrei die Worte aus: „Allmächtiger Gott, todt! todt!“

So stand sie einige Secunden zitternd da, dann legte sie den kleinen Leichnam auf ihr Bett. Es schien plötzlich eine wunderbare Ruhe und Fassung über sie zu kommen, keine Thräne trat in ihr Auge. Es war jedoch nur Täuschung. Das Uebermaß des Schmerzes ließ sie erstarren, denn für das, was sie empfand, gab es keinen Ausdruck; der lauteste Aufschrei würde nur ein schwacher Widerhall ihres Schmerzes gewesen sein.

Das, was sie noch an das Leben gefesselt hatte, war nun dahin, für sie gab es keine — keine Freude mehr. Sie sah, daß das Kind todt war, allein sie vermochte es nicht zu fassen, sie blickte es starr an, weil sie immer noch hoffte, der kleine Mund werde sich öffnen und einen Schrei ausstoßen.

Sie setzte sich neben dem Bette nieder, erfaßte der Todten kleine Hand und rührte sich nicht. Die ganze Außenwelt schien für sie abgestorben zu sein.

Lange Zeit hatte sie so dageessen, als sie wie aus einem Traume erwachend langsam mit der Hand über die Stirn hinfuhr, in der sie einen dumpfen Schmerz

empfand. Sie richtete den Kopf empor, ihrer Brust fehlte der Athem. Ein Gefühl der Angst erfaßte sie, sie wollte aufspringen, taumelte jedoch auf den Stuhl zurück. Schwindel erfaßte sie, ihre Sinne drohten zu schwinden.

Noch einmal raffte sie sich mit aller Kraft zusammen, sie bemerkte, daß das Zimmer mit erstickendem Kohlendunst erfüllt war. Sie wollte zum Fenster eilen, um dasselbe aufzureißen und der Luft den Eintritt zu gestatten; schon hatte sie das Fenster erreicht und die Hand ausgestreckt, als sie dieselbe wieder sinken ließ, denn ein Gedanke war in ihr aufgetaucht und kammerte sich an ihr fest.

Was band sie noch an das Leben? Konnte sie dem Kohlendunst das Werk, welches er bereits begonnen hatte, nicht vollenden lassen? Waren dann nicht all' ihre Schmerzen mit einem Male gestillt? Die Angst schwand, ein sehnsüchtiges Verlangen nach Ruhe und ewigem Schlafe erfaßte sie. Weiter reichten ihre Gedanken kaum. Wohl dachte sie an Wenzel, aber ohne Schmerz, wenn er heimkehrte aus dem Gefängnisse, dann war das Kind und auch sie todt — ungebunden stand er im Leben wieder da — es war vielleicht am besten so für ihn.

Mit Mühe schleppte sie sich an den Ofen, warf neue Kohlen in das Feuer und schloß dann die Klappe des Ofens.

Langsam, sich stützend und fast tastend begab sie sich zum Bett zurück, halb bewußtlos schon sank sie neben ihrem Kinde nieder, sie umflammerte es mit beiden Armen. So — so wollte sie sterben und Ruhe finden.





Sechstes Kapitel.

Gerhard war mit Ina zu seinen Eltern gereist, um diesen seine Verlobte vorzustellen. Fröbel, der bereits von Berger brieflich über Ina's Charakter und die günstige Veränderung in Gerhard's Lebensweise unterrichtet war, empfing die neue Tochter mit offenen Armen. Daß Ina kein Vermögen besaß, bekümmerte ihn nicht, da er selbst reich war; ihn erfreute, daß sie auf Gerhard einen so günstigen Einfluß ausgeübt hatte.

Sofort am folgenden Tage wollte Ina, von Gerhard begleitet, ihre Freundin aufsuchen, und sie begaben sich nach dem Hause, in welchem dieselbe früher gewohnt hatte, um dort Erkundigung über sie einzuziehen.

Gerhard's Herz schlug schneller und das Blut stieg ihm in die Wangen, als er die Schwelle des Hauses überschritt, in dem er so lustige und tolle Stunden verlebt hatte, an die er jetzt jedoch nicht ohne ein Gefühl der Beschämung zurückdachte.

Er hatte keine Ahnung gehabt, daß Ina's Freundin hier gewohnt. Mußte er nicht befürchten, daß seine Verlobte durch dieselbe sein Verhältniß zu Betty erfahren werde?

Noch hatte er nicht den Muth besessen, darüber zu sprechen, er hegte zu Ina das feste Vertrauen, daß sie ihm verzeihen werde; es war für ihn jedoch ein zu demüthigendes Gefühl, seine Liebe zu einem Mädchen zu gestehen, das mit einem Manne, der in dem Verdachte des falschen Spieles stand, entflohen war.

Ina bemerkte seine Verlegenheit und fragte ihn nach der Ursache derselben.

„Ich betrete dies Haus nicht gern, weil sich für mich an dasselbe Erinnerungen knüpfen, die ich gern vergessen möchte,“ gab Gerhard zur Antwort. „Ich werde Dir alles offen mittheilen, weil ich weiß, daß Du mir verzeihen wirst, nur jetzt — in diesem Augenblick kann ich es nicht!“

Ina blickte ihn überrascht und besorgt an; eine bange Ahnung stieg in ihr auf.

„Betrifft auch meine Freundin diese Erinnerung mit?“ fragte sie.

„Nein, nein! Ich kenne dieselbe nicht,“ versicherte Gerhard.

Ina schien wieder ruhig zu werden; diese Ruhe währte jedoch nur so lange, bis der Wirth, bei dem sie nach Johanna forschten, ihnen erzählte, welches Geschick Johanna's Mann betroffen hatte.

Erschreckt fuhr Ina zusammen, sie mußte sich an dem Arm ihres Verlobten aufrecht halten. Johanna's Mann im Gefängniß, sie selbst vielleicht der Noth preisgegeben! Sie dachte daran, mit welcher Liebe Johanna von ihrem Manne geschrieben, sie wußte, mit welchem Vertrauen dieselbe an ihm hing; sie hatte einem Arbeiter ihre Hand gereicht, weil sie in der Arbeit die sicherste Grundlage erblickte, und nun — nun stand sie vielleicht verlassen und allein da.

„Wo ist sie jetzt?“ fragte sie, die Worte mit Mühe hervorbringend.

„Ich weiß es nicht und habe mich auch nicht darum gekümmert,“ entgegnete der Wirth. „Sie konnte die Miethen nicht bezahlen, da habe ich sie einfach aus der Wohnung bringen lassen. Ihre Sachen habe ich zum Theil zurückbehalten, um Sicherheit für meine Forderung zu haben!“

„O Gott!“ rief Ina und preßte die Hand vor die Augen, denn vor ihr stieg ein düsteres Bild auf. Ihre Freundin fortgestoßen aus der Wohnung, allein mit ihrem Kinde, ohne Beistand.

„Ich hatte ein Recht dazu“ fuhr der Wirth fort, dem Ina's Ruf wie ein Vorwurf klang. „Sollte ich vielleicht mit der Frau, deren Mann den Arbeitern die Köpfe verrückt hat, der in den Versammlungen Reden gegen die Arbeitgeber und alle Vermögenden hielt, noch Mitleid empfinden? Ihr Mann erleidet jetzt die verdiente Strafe im Gefängniß, sie muß mitleiden, denn weshalb hat sie ihn geheirathet? Ich mag solche Leute nicht in meinem Hause dulden! Der Mann hatte einen guten Verdienst, allein er war nicht zufrieden damit, er wollte mehr haben. Hohen Lohn und wenig Arbeit, das ist ja jetzt der Ruf aller Arbeiter, als ob beides sich zusammen verträge! Die Leute wollen nichts thun und besser leben als Unserer. Es ist die höchste Zeit, daß sie zur Vernunft gebracht werden, und das Gefängniß ist der beste Ort dazu!“

Ina zog Gerhard mit sich fort, denn sie war nicht im Stande, noch länger die Worte des herzlosen Mannes anzuhören. Sie dachte nicht mehr an das, was Gerhard ihr mittheilen wollte, in ihr lebte nur das eine Verlangen, zu erfahren, wo Johanna war, um zu ihr eilen und ihr Hilfe bringen zu können.

Auch Fröbel wußte nicht, wo die Frau seines früheren Werkführers wohnte. Er wandte sich an die Polizei, derselben war Johanna's Wohnung nicht angezeigt. Durch einen seiner Arbeiter erfuhr er endlich

am folgenden Morgen, wo die Unglückliche eine Zufluchtstätte gefunden hatte.

„Bleib hier, ich will sie auffuchen,“ sprach er zu Sna, als er ihr mitgetheilt, daß er endlich ihre Wohnung erfahren. Der Arbeiter hatte ihm gesagt, daß Johanna sich in der größten Noth befinde, und dies wollte er der Verlobten seines Sohnes verbergen.

„Ich muß selbst zu ihr eilen,“ entgegnete Sna. „Ich kenne Johanna zu gut und weiß, daß ihr nichts wohler thun wird, als wenn sie gegen die Freundin sich aussprechen und ihr alles mittheilen kann.“

„Du wirst Deine Freundin vielleicht sehr verändert finden,“ fuhr Fröbel fort, „sie ist in bitterer Noth, laß deshalb mich zu ihr gehen. Ich werde ihr nicht nachtragen, was ihr Mann gegen mich verschuldet hat, Deinetwegen will ich mich ihrer annehmen und sie unterstützen. Dies werde ich ihr sagen, und ich denke das wird sie erfreuen. Dann magst Du sie besuchen — thu’ es nicht früher, denn es berührt nichts schmerzvoller, als wenn wir Freunde im Elend wiedersehen!“

„Wenn sie in Noth ist, so treibt es mich um so mehr zu ihr,“ erwiderte Sna. „Ich würde doch keine ruhige Stunde haben, bis ich sie wieder gesehen habe. Sie hat auch mich einst getröstet und mir treu zur Seite gestanden, und jetzt, wo ich ihr vielleicht helfen kann, sollte ich zögern!“

„Dann werde ich Dich begleiten,“ bemerkte Fröbel.

Sie verließen das Haus, um Johanna aufzusuchen; das Haus, in welchem sie wohnte, hatte der Arbeiter Fröbel genau bezeichnet. Als sie in dasselbe eingetreten waren und die enge düstere Treppe emporsteigen wollten, hielt Ina ihren Begleiter zurück. Sie fühlte, daß sie erst einiger Ruhe bedürfe, um sich Fassung zu erringen.

„In einem so ärmlichen Hause wohnt sie!“ rief sie und drängte mit Mühe die Thränen zurück.

„Von der Wohnung hängt das Glück nicht ab,“ suchte Fröbel die Erregte zu beruhigen. „Vielleicht leben diejenigen, welche in diesem Hause wohnen, zufriedener als Hunderte, welche einen Palast ihr eigen nennen.“

Sie stiegen langsam die Treppe empor; eine Frau, welche ihnen begegnete, fragte Fröbel, ob Johanna hier wohne.

„Sie wohnt hier, allein Sie müssen noch zwei Treppen höher steigen,“ erwiderte die Gefragte. „Sie wird auch zu Hause sein, denn heute Morgen habe ich sie noch nicht gesehen.“

„Wie geht es ihr?“ fragte Ina ungeduldig, Näheres über das Geschick der Freundin zu erfahren.

Die Frau blickte Ina prüfend an und zögerte einige Secunden mit der Antwort.

„Schlecht,“ entgegnete sie endlich. „Ihr Mann kann nicht für sie sorgen, da ist die bitterste Noth

eingefehrt. Außerdem wird wohl ihr Kind in der vergangenen Nacht gestorben sein; ich sagte ihr zwar gestern Abend, als sie in der größten Verzweiflung war, sie möge sich das nicht zu sehr zu Herzen nehmen, denn ich habe vier Kinder begraben lassen, ich wollte ihr auch bei der Beerdigung behilflich sein und Sorge tragen, daß dieselbe nicht allzuviel koste, sie hörte mich jedoch kaum an. Die meisten Frauen glauben immer, das erste Kind sei etwas ganz Besonderes, sie hegen und pflegen es, kommen aber mehrere, dann werden sie auch vernünftiger.“

Als Ina hörte, daß Johanna's Kind gestorben sei, eilte sie hastig die Treppe empor, um nicht eine Minute länger zu säumen, bis sie die Freundin trösten könne.

Fröbel vermochte ihr kaum zu folgen.

Vor Johanna's Thüre angelangt, suchte Ina dieselbe vergebens zu öffnen; sie pochte, keine Antwort erfolgte.

Die Frau war eine Treppe nachgefolgt und rief, daß Johanna zu Hause sein müsse, weil sie nicht fortgegangen sei.

Noch einmal pochte Ina — vergebens; Fröbel versuchte die Thür zu öffnen, sie widerstand.

„Hier ist ein Unglück passirt, die Thüre muß geöffnet werden!“ rief Ina erregt in banger Ahnung.

Erfolglos suchte Fröbel sie zu beruhigen.

„Na, wundern sollte es mich nicht,“ bemerkte die Frau, welche neugierig zu ihnen getreten war. „Sie konnte gestern Abend in ihrem Schmerze sich nicht fassen und allzuviel wird sie auch nicht vertragen können, da sie sehr leidend aussah!“

Ina vermochte nicht zu antworten, sie mußte sich an die Wand lehnen, um sich aufrecht zu erhalten.

Fröbel versuchte noch einmal zu öffnen, er stemmte sich mit Gewalt gegen die Thür und das schwache Schloß gab endlich nach.

Dichter Dunst und Rauch drangen ihnen entgegen.

„Allmächtiger Gott!“ rief Ina und wollte in das Zimmer stürzen. Fröbel zog sie zurück.

„Laß mich zuerst hinein!“ rief er und eilte hastig zu dem Fenster, welches er aufriß, um Zugluft herzustellen, weil der Kohlendunst ihn zu ersticken drohte!

Ina war ihm dennoch gefolgt. Sie sah die Freundin und deren Kind auf dem Bette liegen, sie stürzte zu ihnen, rüttelte sie, rief laut Johanna's Namen und warf sich dann mit dem Rufe: „Allmächtiger Gott. Sie ist todt — todt!“ über sie.

„Ich dachte es mir fast!“ bemerkte die Frau, welche auch mit eingetreten war.

Wie erstarrt stand Fröbel da, als er das erschütternde Bild erblickte, er faßte sich jedoch schnell, trat zu der bewußtlos Daliegenden und erfaßte deren Hand; sie war noch warm.

„Noch ist sie vielleicht zu retten, es scheint noch Leben in ihr zu sein!“ rief er. „Eilen Sie schnell, um einen Arzt zu holen,“ wandte er sich dann an die Frau. „Aber schnell, schnell, ich werde Ihnen jede Minute reich bezahlen!“

Dies Versprechen verfehlte seine Wirkung nicht, die Frau eilte fort.

Fröbel hob Johanna empor und trug sie an das geöffnete Fenster, auf einem Stuhle ließ er sie nieder.

Ina raffte sich auf und wollte das Kind erfassen, zuckte jedoch erschreckt zurück, als sie bemerkte, daß der kleine Körper bereits kalt und erstarrt war.

Dann eilte sie zu Johanna, warf sich vor derselben auf die Kniee, erfaßte die Hände der Bewußtlosen und preßte sie an ihre Lippen. Schluchzend rief sie Johanna's Namen, keine Antwort erfolgte, die Betäubte gab noch immer kein Lebenszeichen.

Der Arzt kam. Er untersuchte die Bewußtlose und gab die Hoffnung, sie zu retten, nicht auf. Mit Umsicht traf er die nöthigen Vorkehrungen, dann wandte er sich dem Kinde zu.

„Es ist bereits länger todt, sein Leben muß schon vor ungefähr zwölf Stunden geschwunden sein,“ sprach er.

„Sie hat den Verlust ihres Kindes nicht überleben wollen und können!“ rief Ina, die nicht von der Seite der Freundin wich.

Endlich gab Johanna wieder Lebenszeichen von sich, ihr Puls wurde wieder bemerkbar, wenn auch nur äußerst schwach. Sie wurde auf das Bett zurückgetragen, damit ihre Brust ungehinderter athmen konnte.

„Lassen Sie es nicht an Sorgfalt und Pflege fehlen,“ sprach Fröbel zu dem Arzte, scheuen Sie keine Kosten, ich werde für dieselben eintreten.“

Der Arzt versprach es.

„Ich hoffe sie zu retten,“ bemerkte er. „Wie lange sie indessen an den nachtheiligen Folgen der Blutvergiftung leiden wird, vermag ich noch nicht zu ermessen.“

„Besorgen Sie eine Krankenpflegerin, welche hierher kommt und bei ihr bleibt, bis sie vollständig wieder genesen ist,“ fuhr Fröbel fort. „Es soll in ihrer Pflege nichts versäumt werden.“

„Ich bleibe hier — ich werde sie pflegen,“ rief Ina.

„Nicht doch,“ warf Fröbel ein. „Dein schwacher Körper würde die Aufregung und Anstrengung nicht ertragen. Du kannst ja täglich zu ihr gehen, ihre Pflege muß jedoch einer Hand anvertraut werden, welche daran gewöhnt ist.“

Es war schwer, Ina von ihrem Entschlusse abzubringen; sie gab erst nach, als auch der Arzt ihr zuordnete und hinzufügte, daß für Johanna nothwendig jede Aufregung vermieden werden müsse. Er müsse

sich sogar vorbehalten, daß Ina die Kranke nicht eher besuche, bis er es gestattet habe.

Während der Arzt forteilte, um eine Krankenpflegerin zu besorgen, ließ Fröbel den Leichnam des Kindes aus dem Zimmer entfernen und übernahm es, für die Beerdigung desselben Sorge zu tragen.

Dann begab er sich mit Ina heim. —

Johanna genas sehr langsam. Nachdem sie zum Bewußtsein zurückgekehrt, war sie so schwach, daß sie kaum ein Wort zu sprechen vermochte. Mit der Erschöpfung des Körpers schien zum Glücke für sie eine völlige Abspannung des Geistes verbunden zu sein, denn sie lag meist regungslos da und schien weder an ihr Kind, noch an ihren Mann zu denken. Nach Beiden hatte sie noch nicht gefragt. Selbst daß eine fremde Frau als Wärterin bei ihr war, schien ihr nicht aufzufallen.

Ina konnte das Verlangen, sie wiederzusehen, kaum beherrschen, und doch mußte sie sich Tage lang gedulden, bis der Arzt ihr endlich gestattete, Johanna zu besuchen. Er hatte die Kranke darauf vorbereitet und diese selbst hatte den Wunsch ausgesprochen, Ina zu sehen.

Gerhard begleitete seine Verlobte, vor Johanna's Thür kehrte er jedoch zurück, weil er das Wiedersehen der beiden Freundinnen nicht stören wollte. Ina hatte dem Arzt versprochen, sich zu beherrschen und

ruhig zu sein; jetzt fühlte sie, daß sie mehr gelobt, als in ihren Kräften stand. Sie zögerte einen Augenblick, ehe sie die Thür öffnete, um sich zu fassen und zu beruhigen — es war vergebens. Dann eilte sie in das Zimmer. Johanna saß aufrecht im Bett, eine bleiche Gestalt, in der das Leben immer noch in leisen Pulsschlägen sich zu regen schien. Sie streckte Ina langsam die Arme entgegen, diese flog auf sie zu, umschlang sie und barg schluchzend den Kopf an die Brust der Freundin.

Auch in Johanna's Augen waren die Thränen getreten und rannen langsam über die bleichen Wangen. Die Mattigkeit hatte ihrem Schmerze jedes Ungestüm geraubt, es lag in ihren Zügen eine stille Verklärung. Schmeichelnd, beruhigend strich sie langsam mit der Hand über Ina's Haar hin.

„Es ist gut, daß Du gekommen bist,“ sprach sie, die Freundin sanft emporrichtend. „Setze Dich hier an mein Bett. Es lastet so viel auf meinem Herzen, was ich nur Dir allein mittheilen kann, weil ich weiß, daß Du mich verstehen wirst. Ich begreife mich jetzt oft selbst nicht mehr, ich fasse mich an die Stirne, um mich zu fragen, ob alles, was ich durchlebt habe, Wirklichkeit war, oder ob es nur ein böser, entsetzlicher Traum gewesen ist!“

Ina setzte sich neben dem Bette nieder und erfaßte die Hand der Genesenden.

Johanna blickte starr vor sich hin und zitterte leise.

„Ina, Du hast mir das Leben gerettet, fuhr sie fort, und ich bin Dir dankbar, daß Du es gethan hast. Als ich den Entschluß faßte, zu sterben, wußte ich kaum, was ich that, die Verzweiflung hatte mich überwältigt und ich glaubte, das Leben nicht länger ertragen zu können. Mein Kind war gestorben und ich stand allein — ganz allein und verlassen da. Nicht die Noth, die so bitter an mir zehrte, hat mich dahin getrieben, denn ich empfand sie nicht, der Schmerz hat mich gegen alles Andere unempfindlich gemacht. Selbst der Gedanke an meinen Mann vermochte mir keinen Trost zu geben — ich hatte zu viel — zu viel durchlebt, um noch mit Hoffnung in die Zukunft blicken zu können. Ich zittere noch, wenn ich an die düsteren, entsetzlichen Stunden zurück denke.“

„Sei ruhig, vergiß das Geschehene,“ bat Ina, die Hand der Freundin an ihre Lippen ziehend.

„Ich bin ja jetzt ruhig,“ gab Johanna zur Antwort. „Aber hier in der Brust fühle ich eine Leere, welche nie — nie ganz ausgefüllt werden kann; und wenn das Glück für mich zurückkehrt, so werde ich doch nicht wagen, es mit Zuversicht und Unbefangenheit zu genießen wie einst. Immer wird die Erinnerung dazwischen treten und mir zurufen: „Kann Dir nicht auf's Neue genommen werden, was Dich jetzt erfreut?“ — Ich will Niemand anklagen als mich

selbst, weil ich meinem Glücke zu fest und zu zuversichtlich vertraute."

"Die Zeit wird alles heilen," suchte Ina zu trösten. „Auch ich glaubte, nie wieder glücklich werden zu können und doch bin ich es!"

Johanna schüttelte langsam, zweifelnd mit dem Kopfe.

"Ein Gedanke quält mich jetzt unablässig und ich bin nicht im Stande, ihn zurückzudrängen," fuhr sie fort. „In wenigen Tagen wird Wenzel die Freiheit wieder erlangen, wie soll ich vor ihn hintreten mit dem Bewußtsein, daß ich mir das Leben habe nehmen wollen, was ich ihm selbst geschenkt, von dem ich ihm versprochen, daß ich es nur ihm weihen wolle! Ina, er darf es nicht erfahren, denn es würde ihm die Freude des Wiedersehens vernichten, ich kann ihm ja ohnehin nur so wenig von dem, was er besessen, entgegenbringen! Noch weiß ich nicht, was ich antworten soll, wenn er nach seinem Kinde fragt; in fremdem Raume findet er mich wieder, von den Gegenständen, über welche wir uns gemeinsam gefreut, ist kaum ein kümmerlicher Rest vorhanden."

"Johanna, er hat kein Recht, Dir einen Vorwurf zu machen, denn — ist es Deine Schuld, daß es so gekommen ist?" rief Ina. „Bist Du die Ursache, daß Euer Glück vernichtet ist, hat Wenzel es nicht selbst in thörichter Verblendung zerstört?"

Die Kranke hatte die Linke auf die Augen gepreßt; ihre Brust schöpfte tief Athem.

„Sei still, sei still!“ bat sie leise. „Ich habe den festen Entschluß gefaßt, ihm keinen Vorwurf zu machen, weil ich weiß, daß er sich selbst mit Vorwürfen unendlich gepeinigt hat. Um ihm mit voller Liebe wieder entgegentreten zu können, möchte ich mein eigenes Herz glauben machen, daß er ohne Schuld ist. Küttle mein Herz nicht aus diesem Traume, dem es sich hingegen, mach. Sieh, ich bin überzeugt, daß Wenzel alles aufbieten wird, um mich das Geschehene vergessen zu machen, denn er liebt mich ja und ist gut, und doch kann er nicht wiedergeben, was einmal verloren ist. Alles Glück, welches die Zukunft uns bringen kann, wird doch nur ein schwacher Abglanz dessen sein, was wir wirklich besessen haben!“

„Nein, Du kannst noch glücklicher werden,“ rief Ina. „Bin doch auch ich es geworden und mein Herz war noch zaghafter als das Deinige!“

Johanna blickte die Freundin an und zog sie an ihre Brust.

„Ina, Du weißt, daß sich Niemand mehr über Dein Glück freut als ich,“ sprach sie. „Dein Herz verdient es, denn es ist lieb und gut!“

„Und auch mein Verlobter ist gut,“ fuhr das glückliche Mädchen fort. „Er liebt mich wirklich, denn er weiß, daß ich arm bin und nichts mein nenne

als mein Herz. Sein Vater hat mich mit offenen Armen empfangen und liebt mich, wie er nur seine Tochter lieben kann. Auch er ist gut!"

"Ja, er muß ein gutes Herz haben, denn ich weiß, was er an mir gethan hat," antwortete die Genesende, indem sie wie beschämt vor sich niederblickte. „Er hat mich nicht entgelten lassen, was Wenzel gegen ihn verschuldet, er hat mich nie zuvor gesehen und doch in so reicher Weise für mich gesorgt. Es ist mir noch nicht vergönnt gewesen, ihm zu danken, überbringe Du ihm meinen Dank."

"Ich weiß, daß er es gern gethan hat," versicherte Ina, „und ich bin überzeugt, daß er Deinetwegen auch Wenzel verzeihen wird, obschon ihn die Arbeiter tief gekränkt haben!"

"Möchte er es thun, denn Wenzel hat sich nur durch eine Idee hinreißen lassen," sprach Johanna matt.

Ina verließ die Freundin, um sie nicht zu sehr zu erregen und ihre schwachen Kräfte noch zu schonen. Durfte sie von nun an doch jeden Tag zu ihr eilen.

Fröbel war über Wenzel noch immer entrüstet und zeigte sich Ina's Bitten, ihm zu verzeihen, ziemlich unzugänglich.

"Du weißt, daß ich seine unglückliche Frau seine Schuld nicht entgelten lasse," sprach er. „Das Elend derselben hat mir die Thorheit seines Beginns auf das Deutlichste gezeigt. Sie selbst hat Dir gesagt,

wie glücklich sie mit ihm gelebt, was hat dies Glück ihm gegolten? Leichtsininig hat er es vernichtet! Ich will nicht zu hart urtheilen, allein das Kind ist durch das Elend seiner Mutter gestorben und nur durch uns ist das Leben der Unglücklichen gerettet. Ohne uns wären durch ihn zwei Menschenleben vernichtet. Es wird vielleicht lange währen, ehe die unglückliche junge Frau wieder heiter und glücklich in das Leben blickt. — Er litt keine Noth, weshalb ließ er mit dem Loose, welches ihm beschieden war, sich nicht genügen? Weshalb dachte er nicht zuerst an seine Familie, für die er zu sorgen verpflichtet war? Es können nicht Alle reich sein! Auch ich bin es nicht immer gewesen, durch Arbeit habe ich mir erworben, was ich besitze!“

Ina warf ein, daß Wenzel durch Andere verführt sei, daß es sein ehrliches Streben gewesen sei, den Arbeitern ein besseres Loos zu erringen.

Fröbel schüttelte halb unwillig, halb ablehnend mit dem Kopfe.

„Knaben mag es zur Entschuldigung dienen, daß sie verführt sind, Männern nicht!“ entgegnete er. „Wer sich zum Führer einer Partei aufwirft, muß vor Allem überlegen, ob das, was er erstrebt, gerecht und möglich ist, denn in seiner Hand ruht das Geschick Vieler! Er hat die Arbeiter verführt, denn er hat ihnen Versprechungen gemacht, die er zu erfüllen nicht im Stande

war. Daß ich mit seiner Frau wirkliches Mitleid empfinde, habe ich gezeigt — er hat die Strafe, zu der er verurtheilt ist, reichlich verdient. Ehe ich ihm verzeihe, muß ich erst wissen, mit welchen Anschauungen er aus dem Gefängnisse zurückkehrt. Sieht er ein, daß er thöricht und gegen seine arme Frau unverantwortlich gehandelt hat, empfindet er Reue über sein ganzes Thun, gesteht er seine Fehler offen ein, dann werde ich mich auch gegen ihn nicht verhärtet zeigen, obschon ich dann nur seiner Frau wegen ihm verzeihen werde.“

Und doch bezahlte er heimlich die Wenzel's früherem Wirths noch schuldige Mieths und ließ die von dem Wirths zurückbehaltenen Möbel heimlich in Johanna's Wohnung bringen, ohne daß sein Name genannt wurde.

Johanna war so weit wieder hergestellt, daß sie das Bett verlassen konnte, als genesen war sie jedoch noch immer nicht zu betrachten.

„Ihr Herz muß erst wieder völlig gesunden, früher wird auch ihr Körper nicht erstarken,“ sprach der Arzt zu Ina. „Gäbe es in der Medizin ein Mittel, welches Vergessen bringt, dann würde ich sie bald vollständig wieder herstellen, allein dieses Mittel ruht nur in der Macht der Zeit!“

Der Tag, an welchem Wenzel aus dem Gefängniß entlassen wurde, nahte heran. Mit wachsender Ungeduld und zugleich mit Bangen sah ihm Johanna

entgegen. Eine fast krankhafte Unruhe hatte sie erfaßt. Sie schloß Ina leidenschaftlich weinend in ihre Arme und wenige Minuten später lächelte sie durch Thränen hindurch. Sie hoffte ja, daß mit Wenzel's Heimkehr ein neues Leben für sie beginnen werde.

Sie hatte gegen Ina den Wunsch ausgesprochen, daß Wenzel, in dessen Gefängnißzelle keine Nachricht gelangt war, nicht gänzlich unvorbereitet zu ihr kommen möge.

„Sein erster Blick, wenn er einträte, würde sein Kind suchen,“ sprach sie, er würde darnach fragen und ich habe nicht die Kraft, ihm sofort die Wahrheit zu sagen. In unsere Freude des Wiedersehens wird sich ohnehin ein tiefer, unendlich tiefer Schmerz mischen, eine so herbe Ueberraschung möchte ich ihm deshalb ersparen.“

Ina hatte versprochen, dafür Sorge zu tragen.

Auf ihre Bitte sandte Fröbel, als der Tag der Entscheidung gekommen war, einen bereits bejahrten Arbeiter, mit dem Wenzel befreundet gewesen, zu dem Gefängnisse, damit er Wenzel, sobald diesem die Freiheit zurückgegeben werde, sofort empfangen und in schonender Weise von dem Verluste, der ihn betroffen, und von dem Gesichte seiner Frau in Kenntniß setze.

Wenzel hatte schon einige Nächte vor freudiger Aufregung nicht mehr geschlafen. Mehr denn hundertmal hatte er den unfreundlichen schroffen Wärter

gefragt, ob er nichts über seine Frau wisse, und regelmäßig hatte er die Antwort erhalten, daß ihn das nicht kummere. Weshalb hatte ihm Johanna nicht einmal Kunde von sich zukommen lassen? War ihr dies nicht gestattet?

In Gedanken hatte er ihr Geschick Schritt für Schritt verfolgt, er hatte sich jedoch nicht vorzustellen vermocht, daß sich dasselbe so elend gestaltet. Er kannte ihren starken Geist und wußte, daß sie selbst die Noth, wenn dieselbe an sie herantrat, standhaft ertragen werde.

Hundertmal hatte er die Arme im Geist bereits um Verzeihung gebeten, denn in der Stille und Einsamkeit seiner Zelle war er längst zu der Ueberzeugung gelangt, daß sein Streben ein thörichtes gewesen war, weil die Höhe des Lohnes nimmermehr von den Bestimmungen und Beschlüssen der Arbeiter abhängen konnte. Unzählige Male hatte er sich Johanna's Worte wiederholt, mit denen sie ihn gewarnt und ihm die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen vorhergesagt. Wohl hatte er nicht auf sie gehört, er hatte sich klüger gedünkt, und mit innerer Beschämung mußte er sich jetzt gestehen, daß sie dennoch Recht gehabt hatte.

Die stillen Tage seines Glückes, an denen er mit Freude seine Arbeit gethan, an denen er Abends in so heiterer Stimmung heimgeeilt, schwebten ihm nur

noch wie ein schöner, goldener Traum vor, aber er war fest entschlossen, alle seine Kraft einzusetzen, um denselben zurückzurufen.

Unter solchen Empfindungen brach der Tag herein, der ihm die Freiheit brachte. Sein Herz schlug so ungestüm und laut, daß er es kaum beherrschen konnte.

Als er zugleich mit dem Doctor Brand, welchen er während der ganzen Zeit der Gefangenschaft nicht gesehen hatte, in das Zimmer des Gefängnißinspectors geführt wurde, damit ihnen die Entlassung angekündigt werde, hörte er die Worte, welche das von ihm so Ersehnte aussprachen, kaum. Er eilte in Gedanken über die Straßen, stürzte in einem Hinterhause die Treppe hinauf, riß die Thür auf und warf sich zu den Füßen seines Weibes, welches ihm mit dem Kinde auf dem Arme entgegeneilte.

Zugleich mit Brand verließ er das Zimmer des Inspectors. Der kleine Doctor schien noch kleiner geworden zu sein, seine Wangen waren noch mehr eingefallen, allein seine Augen leuchteten wie früher.

„Wenzel!“ rief er, die Hand des Schicksalsgenossen erfassend. „Das große Opfer für unsere Bestrebungen ist nun gebracht, wir haben gelitten, wie man nur für eine große Idee leiden kann. Wir sind Märtyrer derselben geworden. Jetzt athmen wir die Freiheit wieder, nun wollen wir mit demselben Muth und derselben Begeisterung für unsere Idee wieder eintreten!

In mir hat die Zeit der Gefangenschaft nur befestigt, was ich längst in mir getragen: Befreiung von dem Joch, welches auf den Arbeitern lastet, ein menschenwürdiges Geschick für alle Diejenigen, die ihre Kraft und ihren Schweiß für die Reichen opfern! Das ist unser Wahlspruch gewesen und soll es bleiben!"

Wenzel hatte ihm die Hand entzogen.

„Mein Wahlspruch ist es nicht mehr,“ sprach er sich abwendend, denn dieser Mann hatte ihn verführt und bethört.

Wenzel, Sie wollen ein Abtrünniger werden!“ rief Brand. „Sie wollen unsere heilige Sache, für die wir so viel geopfert, aufgeben? So schnell ist Ihr Muth gesunken, auf den ich so fest gebaut!“

Wenzel wandte sich zu ihm und richtete seine Gestalt, welche durch das Gefängniß und den Kummer gebeugt war, empor.

„Mein Muth ist nicht gesunken!“ gab er mit fester Stimme zur Antwort. „Ich will ihn beweisen, indem ich ohne zu ermüden und zu wanken für Diejenigen arbeite, denen meine erste Sorge gehört, für mein Weib und mein Kind! Sie habe ich, weil ich bethört und verblendet war, in's Elend gestürzt, ich will mit unerschütterlichem Muth sühnen, was ich an ihnen verschuldet habe. Unsere Wege haben sich längst getrennt und werden sich nie — nie wieder vereinigen!“

' Hastig schritt er dem Ausgange des Gebäudes zu.

Brand blickte ihm mit dem Ausdruck des Schmerzes wie einem für immer Verlorenen nach.

Als Wenzel aus der Thür trat, gesellte sich der von Fröbel gesandte Arbeiter zu ihm. Nur flüchtig wollte er ihn begrüßen, denn er sehnte sich nach seiner Frau und wollte nicht eine Minute verlieren.

Der Arbeiter erfaßte seinen Arm und hielt ihn zurück.

„Bleiben Sie, denn ich bringe Ihnen Grüße von Ihrer Frau,“ sprach er.

„Von meiner Frau!“ rief Wenzel lebhaft. „Was macht sie? Wie geht es ihr?“

Er blickte den Alten an, um die Antwort aus seinen Zügen zu lesen.

„Sie ist krank gewesen, schwer krank,“ gab der Arbeiter zur Antwort. „Auch jetzt ist sie noch nicht völlig genesen und bedarf der größten Schonung. Sie hat schlimme Zeiten durchlebt und das wirkt nach. Es giebt Sorgen und Kummer, welche selbst der stärkste Charakter nicht abschütteln kann!“

Wenzel strich unwillkürlich mit der Hand über die Stirne hin. Sie war krank gewesen, sie hatte schlimme Zeiten durchlebt — trug nicht er die Schuld? Lag nicht in den Worten des Alten ein schwerer, schwerer Vorwurf? Er hatte einst Johanna gelobt, daß er jede Sorge von ihr fern halten wolle — wie hatte er sein Wort eingelöst? Die Freude, welche seine Brust erfüllt hatte, war schwer gedrückt.

„Was macht mein Kind?“ fragte er endlich.

Der Alte zögerte mit der Antwort; es wurde ihm schwer, die Wahrheit zu sagen und doch durfte er sie nicht verschweigen.

„Es ist todt,“ gab er zur Antwort.

„Todt! todt!“ rief Wenzel erschreckt. „Todt vielleicht, weil ihm nicht die gehörige Pflege hat ertheilt werden können! O, auch dies noch!“

Er preßte die Hand vor die Augen. Nun erst begriff er vollständig, wie viel Johanna gelitten hatte, denn er wußte, mit welcher Liebe und Innigkeit ihr Herz an dem Kinde gehangen.

„Ich sage es Ihnen, damit Sie Zeit gewinnen, um sich zu fassen,“ fuhr der Arbeiter fort. „Ich weiß, wie eine solche Nachricht an das Herz greift, und es ist besser, daß Sie dieselbe durch mich erfahren, als wenn Ihre Frau Ihnen dies hätte sagen müssen.“

„Ja, es ist besser so,“ erwiderte er, kaum wissend was er sprach. „Es ist besser so, denn meine erste Frage würde dem Kinde gegolten haben! Haben Sie mir noch mehr mitzutheilen?“

„Nein. Kommen Sie, ich will Sie zu Ihrer Frau geleiten.“

„Lassen Sie — lassen Sie! Ich kann den Weg allein finden,“ sprach Wenzel, der das Verlangen hatte, allein zu sein, um sich Fassung zu erringen.

„Sie wissen nicht, wo sie wohnt,“ warf der Arbeiter ein.

„Ich weiß es nicht!“ wiederholte Wenzel, den Alten erstaunt anblickend. „Sie hat die Wohnung, in der ich wohnte, verlassen?“

Der Alte nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Weshalb?“ fuhr Wenzel fort. „Ihr Herz hing an den Räumen, wir haben in denselben so glücklich gelebt.“

Wieder zögerte der Arbeiter mit der Antwort; erfahren mußte er es dennoch und es war besser, er sagte es, als Johanna.

„Die Noth hat sie verdrängt,“ erwiderte er. „Sie war nicht im Stande, die Miethen zu bezahlen, da wurde sie aus der Wohnung vertrieben, die Wirthin haben ja selten ein Herz. Hätte ich zur rechten Zeit erfahren, wie es mit ihr stand, so würde ich ihr nach meinen Kräften geholfen haben, sie hat indessen Alles allein getragen.“

Wenzel antwortete nicht, er wäre auch nicht im Stande gewesen, ein einziges Wort über seine Lippen zu bringen. Schweigend, gebeugt, vor sich niederblickend, weil er fürchtete, irgend einem Bekannten zu begegnen, folgte er dem Alten.

Dies war also der erste Gruß seiner Freiheit! Und dies, alles dies hatte er selbst verschuldet.

Als sie vor dem Hause, im welchem Johanna wohnte, angelangt waren, stand der Alte still.

„Hier wohnt sie — vier Treppen hoch!“ sprach er.

Wenzel schien die Worte kaum zu hören, länger vermochte ihn nichts zu halten. Er stürzte die Treppen empor, er riß die Thüre auf; eine bleiche, franke, gebrochene Gestalt wankte ihm entgegen — es war Johanna.

Auf sie zueilend, warf er sich vor ihr nieder, umklammerte ihre Kniee, barg das Gesicht in ihrem Kleide und rief schluchzend: „Vergieb mir, Johanna, vergieb!“

Mit Thränen in den Augen beugte die junge Frau sich zu ihm nieder und hob ihn empor. Sie hatte vergessen, was er verschuldet, in ihrem Innern leuchtete es wie ein Glück auf — ja sie war glücklich, daß sie sich wieder an seine Brust werfen konnte.

Es war ein erschütterndes und dennoch inniges Wiedersehen. Zwischen ihnen lag ein kleines Grab und so viele Thränen.

„Johanna!“ rief Wenzel sich aufrassend.

„Ich bin geheilt, von jetzt an soll mein Leben nur Dir — nur Dir gehören!“

„Halte daran fest, dann wird auch das Glück uns wiederkehren“, erwiderte die so sehr Geprüfte leise und warf sich an seine Brust.





Siebentes Kapitel.

Ein schwerer Gang stand Wenzel am folgenden Morgen bevor; er ging zu Fröbel, um ihn für das zu danken, was er an seiner Frau gethan. Vor der Fabrik angelangt, stand er unwillkürlich zögernd still. Alles, was sich an sie knüpfte, stand mit einem Male lebhaft in seiner Erinnerung da. Er gedachte des Morgens, an dem er an der Spitze der Arbeiter die Fabrik verlassen, weil Fröbel die an ihn gestellte Forderung zurückgewiesen hatte. Von welchen Hoffnungen war seine Brust damals erfüllt gewesen! Der unerschütterliche Glaube, daß er siegen müsse, hatte ihn beseelt. Fröbel mußte nachgeben, und die Opfer, welche er bereits gebracht, mußten ihm zehnfach vergütet werden.

Und nun stand er vor der Thüre desselben Mannes, ein Bestrafter, gedemüthigt und durch Geschick tief gebeugt. Jetzt ging er zu ihm, um ihm für das, was er an seiner Frau gethan hatte, zu danken.

Und wenn ihm die Arbeiter entgegentraten, was sollte er ihnen erwidern! Hatte er die Versprechungen, welche er ihnen gemacht, erfüllt? Mußte er ihnen nicht gestehen, daß er sich getäuscht, weil er selbst getäuscht war.

Es erschüttert nichts heftiger als das Scheitern einer Idee, für welche man begeistert gewesen ist und alle Kräfte eingesetzt hat. Ist sie zerfallen, so ist mit ihr ein Stück unseres besten Ich losgerissen und vernichtet. Der Boden ist uns entzogen, auf dem wir so sicher zu stehen glaubten, das Vertrauen auf die Zukunft ist wankend geworden, denn wir müssen erst einen neuen Grund erringen, auf den wir den Fuß fest und sicher setzen können.

Wenzel raffte sich endlich zusammen, öffnete das Thor der Fabrik und schritt schnell, ohne sich umzublicken, über den Hof zu Fröbel's Zimmer.

Fröbel hatte ihn kommen sehen und erwartete ihn. Ein Theil des Großen war bereits geschwunden, als er die bleichen Züge des Mannes erblickte; er trug den Kopf gebeugter als früher.

Wenzel trat ein; er blickte den Fabrikherrn an,

senkte aber unwillkürlich den Blick, als er in dessen ernstes, fest auf ihn gerichtetes Auge sah.

„Ich komme, um Ihnen meinen Dank für das, was Sie an meiner Frau gethan haben, auszusprechen,“ begann er mit unsicherer, leise bebender Stimme.

Fröbel antwortete nicht sogleich.

„Sie wissen, daß ich die Wahrheit stets geliebt habe,“ sprach er endlich. „Ich sage Ihnen deshalb ganz offen, daß ich es nicht Thretwegen, sondern nur aus Mitleid mit Ihrer unglücklichen Frau gethan habe. Leider habe ich erst zu spät erfahren, in welches Elend dieselbe durch Ihre Schuld gebracht ist. Als Sie einst vor mich hintraten, als Führer meiner Arbeiter, welche Sie gegen mich aufgereizt hatten, da wollten Sie nicht auf meinen Rath hören, Sie glaubten weiter zu blicken und Recht zu haben, Sie wähten die Macht zu besitzen, Verhältnisse, die nur durch den großen Verkehr, durch das Angebot und die Nachfrage der Arbeit geregelt und bestimmt werden können, willkürlich über den Haufen zu werfen; Sie glaubten mich zwingen zu können — wer hat nun Recht behalten? Die Arbeiter sind bis auf Wenige zu mir zurückgekehrt und waren froh, daß ich sie unter den früheren Bedingungen wieder aufnahm, ich kann heute hundert neue bekommen, welche mit dem

Lohne, den ich zahle, gern zufrieden sind — wer hat also gesiegt?"

Wenzel blickte starr vor sich hin, schwer und hart klangen diese Worte in seinem Ohre wieder; der Seufzer, der sich aus seiner Brust rang, sprach deutlich aus, daß er gegen die Wahrheit derselben nichts einzuwenden wußte.

„Ich habe mich getäuscht,“ erwiderte er. „Ich bin für den Wahn dem ich mich hingab, schwer, schwer bestraft, allein mein Streben war ein ehrliches; ich habe mich selbst getäuscht, Andere habe ich nicht täuschen wollen!“

Fröbel's Auge blickte versöhnlicher.

„Ich glaube Ihnen,“ warf er ein. „Wenn ich dies nicht glaubte, würde ich nicht ein Wort gegen Sie verlieren. Es ist gut für Sie, daß Sie zu dieser Einsicht gelangt sind, denn sie wird Sie davor bewahren, daß Sie zum zweiten Male so thöricht handeln. Gerade Sie hatten am wenigsten Ursache, mit mir und Ihrer Lage unzufrieden zu sein. Sie hatten eine bevorzugte Stellung, es wird Ihnen schwer werden, eine ähnliche wieder zu finden. Was wollen Sie jetzt beginnen?“

„Ich werde mir Arbeit suchen und als gewöhnlicher Arbeiter von vorne anfangen.“

Fröbel schwieg; sein Auge ruhte auf dem Gebeugten.

„Werden Sie den Muth haben, dies standhaft durchzuführen?“ warf er ein. „Wird nicht auf's Neue die Unzufriedenheit bei Ihnen eintreten, wenn Sie an Ihre frühere, bessere Stellung denken?“

„Nein, ich werde ausharren — ich bin es meiner Frau schuldig,“ gab Wenzel mit gepreßter Stimme zur Antwort.

„Ja, an ihr haben Sie viel — viel wieder zu sühnen,“ fuhr Fröbel fort. „Sie müssen Ihr Glück, welches Sie selbst vernichtet haben, von Grund auf und langsam wieder aufbauen. Wenn Ihr Streben jedoch ein ehrliches und ernstes ist, dann will ich Ihnen beistehen, aber nur so lange, als ich sehe, daß Sie Ihrem Versprechen getreu bleiben.“

„Ich werde es bleiben,“ versicherte Wenzel.

„Ich glaube Ihnen. Was kann ich für Sie thun?“

„Nehmen Sie mich als Arbeiter wieder auf!“ rief Wenzel.

„Ihre frühere Stellung ist besetzt, ich kann dem Manne, der sie jetzt inne hat, dieselbe nicht wieder nehmen, denn ich habe keine Ursache, mit ihm unzufrieden zusein.“

„Ich bin mit der Stellung eines gewöhnlichen Arbeiters zufrieden.“

„Und was wollen Sie Ihren Kameraden erwidern, wenn sie Ihnen Vorwürfe machen, daß Sie

Ihre Versprechungen nicht erfüllt haben? Glauben Sie, daß Sie diesem Vorwurfe entgehen werden?"

„Ich werde Ihnen sagen, daß ich selbst getäuscht bin und mich getäuscht habe,“ erwiderte er endlich.

„Nun gut, dann werde ich Sie als Arbeiter wieder aufnehmen,“ sprach Fröbel. „Halten Sie aber an Ihrem Entschlusse fest und lassen Sie sich nicht durch ein thörichtes Schamgefühl verleiten. Es schändet nicht, wenn man offen eingesteht, daß man geirrt hat; Sie haben diese Erkenntniß theuer erkaufen müssen, deshalb leugnen Sie dieselbe nie; halten Sie, was Sie mir jetzt versprochen haben, dann werde ich Sie nicht verlassen.“

„Ich werde es halten!“ sprach Wenzel mit fester Stimme.

„Gut,“ sprach Fröbel ihm die Hand entgegenstreckend. „Jetzt kehren Sie zu Ihrer Frau zurück und bleiben Sie heute noch bei ihr, denn sie ist lange genug allein gewesen.“

Wenzel entfernte sich.

Fröbel war mit ihm ausgesöhnt; die völlige Zerknirschung des Mannes, die Reue über sein thörichtes Beginnen waren nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben. Er theilte dies Ina, als er heimkehrte, mit.

„Du hast ihn wieder aufgenommen?“ fragte Ina.

„Ja.“

„In seine frühere Stellung?“

„Nein, dieselbe ist vergeben; als gewöhnlicher Arbeiter ist er bei mir eingetreten.“

Ueber Ina's Gesicht glitt ein schmerzlicher Zug hin. Sie dachte daran, wie demüthigend dies für ihre Freundschaft beeinträchtigend wirken, wenn Johanna die Frau eines einfachen Arbeiters in der Fabrik war, deren Herrin sie werden sollte!

Sie sprach dies gegen Fröbel aus.

„Laß nur,“ erwiderte dieser lächelnd. „Es kommt auf Wenzel an, wie lange er in dieser Stellung bleiben wird. Ich sehe sie als eine Prüfung für ihn an, die ihm nicht erspart werden konnte; daß er davor nicht zurückschreckt, ist ein gutes Zeichen, welches mich für ihn eingenommen hat. Ich kann ihm jeden Tag eine bessere Stellung geben, erst muß er jedoch mein Vertrauen, welches er verscherzt hat, wieder gewinnen. Ich weiß, daß er rechtschaffen ist, sein Fehler ist die Schwachheit seines Charakters und da giebt es kein Mittel, ihn zu befestigen und zu stählen, als die eigene Erfahrung und das Leben, wenn dies ihn auch mit harter Hand anfaßt. Er muß sich selbst wieder emporringen. — Ich bin überzeugt, daß auch Deine Freundin dies einsehen wird, willst Du sie unterstützen, so werde ich Dir gern die Mittel dazu geben.“

„Sie wird nichts annehmen, nun sie ihren Mann

wieder hat," bemerkte Ina. „Ohne Klage und gern wird sie sich einschränken.“

„Dann laß sie ruhig gewähren," sprach Fröbel. „Das Glück, welches aus kleinem Anfange aufgebaut wird, hat die sicherste Grundlage; jeder Schritt weiter gewährt neue Freude; uns ist ja nichts mehr an das Herz gewachsen, als was wir durch Mühen und Kämpfe errungen haben!“

Fröbel hatte sich in Johanna nicht getäuscht. Sie hatte sogar den Entschluß ihres Mannes, von vorn zu beginnen, freudig begrüßt, weil sie darin die Gewähr erblickte, daß er von seinen unerreichbaren Ideen geheilt sei.

„Ich habe ihn deshalb nicht weniger lieb, weil er jetzt ein einfacher Arbeiter ist," sprach sie zu Ina. „Wer als Arbeiter seine volle Pflicht thut, steht achtungsvoll da, wie jeder andere Mann, selbst wenn diesen das Glück zu einer hohen Stellung emporgehoben hat. Was er verdient, reicht aus, um jede Noth von uns fern zu halten. Wenn er mir diese Liebe bewahrt, mit der er mich jetzt umfängt, sieh, dann fange auch ich wieder an, an das Glück zu glauben.“

Ina blieb auf Fröbel's Wunsch in dessen Hause, Gerhard kehrte nach M. zurück, aber nur auf kurze Zeit, da er in das Geschäft seines Vaters einzutreten wünschte, welcher diesen Wunsch mit Freuden begrüßte.

Er war wirklich ein Anderer geworden und begriff selbst nicht mehr, wie er an seinem früheren Leben hatte Gefallen finden können.

Als er in das väterliche Haus zurückgekehrt war, trat er wenige Tage später, weil er von einem Geschäftswege ermüdet war, in eine Restauration, um sich zu erfrischen. Kaum hatte er sich niedergesetzt, als auch Hassel in das Zimmer eintrat. Derselbe sah sehr herabgekommen aus, sein Rock war abgeschabt, seine Wangen waren noch mehr eingefallen als früher.

Unwillkürlich wandte Gerhard das Gesicht ab, allein der frühere Buchhalter hatte seine Dreistigkeit noch nicht verloren.

Scheinbar erfreut trat er auf ihn zu und ließ sich an demselben Tische nieder.

„Hier habe ich Sie nicht zu finden erwartet,“ sprach er. „Ich glaubte, Sie seien noch in M.“

Ich bin seit wenigen Tagen von dort zurückgekehrt,“ entgegnete Gerhard ziemlich kalt, da ihm nichts daran lag, die frühere Bekanntschaft wieder anzuknüpfen, denn aus derselben stammte so manche Erinnerung, die er nur ungern auffrischte.

„Ich habe gehört, daß Sie sich verlobt haben, ich wünsche Ihnen Glück,“ fuhr Hassel fort. „Ich wollte Ihnen nach M. schreiben, um zu gratuliren,

allein es ist mir schlecht ergangen, ich bin krank gewesen, fühle mich noch immer schwach und vermag kaum so viel zu verdienen, daß ich kümmerlich leben kann. Die lustigen Tage, welche wir zusammen verlebt haben, sind längst beendet, ich komme mit den früheren Freunden fast gar nicht mehr zusammen.“

Gerhard trank und zündete sich eine Cigarre an; nur um nicht antworten zu müssen; er wäre am liebsten aufgestanden und hätte die Restauration verlassen.

„Den Meisten ist es freilich auch nicht gut ergangen,“ erzählte Hassel weiter. „Der Baumeister Schramm hat die Unvorsichtigkeit begangen, einen Wechsel zu fälschen, er hat es obenein sehr ungeschickt gemacht und büßt nun für diese Ungeschicklichkeit im Gefängnisse; den Stallmeister von Bürsten hat der Schlag gerührt und er liegt jetzt im Krankenhause. Es wird wohl bald aus mit ihm sein und das ist das Beste für ihn, denn zu leben hat er doch nicht mehr. Der Doctor Rüssel ist noch immer der Alte, er lebt den ganzen Tag in den Restaurationen, woher er das Geld nimmt, weiß ich nicht. Freilich hat er überall Schulden, das stört ihn jedoch nicht im Geringsten. Erst kürzlich sagte er lachend zu mir, er sei neugierig, ob er eher die Geduld verlieren würde oder seine Gläubiger. Er wechselt jetzt alle vierzehn Tage seine Wohnung und es mache ihm Spaß, welche

Mühe die Gläubiger sich gäben, um sein neues Quartier stets aufzufinden. „Sie sind Thoren, denn bekommen werden sie von mir doch nichts. Ich bin froh, wenn ich Geld besitze, und wäre der größte Narr, wenn ich es den Leuten geben wollte,“ fügte er hinzu.

„Wo ist der Baron?“ fragte Gerhard.

Die Brauen des früheren Buchhalters zogen sich zusammen. „Der Schuft hat meine Schwester in der schändlichsten Weise verlassen!“ rief er erregt. „In L. hat er sie im Stiche gelassen und zwar so gänzlich ohne Mittel, sogar ohne die Rechnung im Hotel zu bezahlen, daß sie ihre sämtlichen Sachen hat verkaufen müssen, um die Forderung des Wirthes zu befriedigen und die Mittel zur Rückreise zu gewinnen. Sie lebt jetzt hier und es geht ihr schlecht, denn ich kann nichts für sie thun.“

Gerhard blickte in sein Glas. Unwillkürlich gedachte er der lustigen Abende mit diesem Mädchen.

„Sie hat thöricht und leichtsinnig gehandelt, weil sie dem Barone gefolgt ist,“ fuhr Hassel fort. „Aber sie liebte den Menschen und hörte nicht auf mich, obschon ich sie warnte, denn ich habe ihm nie getraut. Sie hat Alles gethan, was er von ihr verlangte, und dennoch hat er so schändlich und treulos an ihr gehandelt. Ich hoffe jedoch, daß ich ihm noch einmal

im Leben begegnen werde, dann mag er auf seiner Hut sein, sein stolzer Name wird mich am wenigsten abhalten, ihm in's Gesicht zu sagen, daß er ein Schurke ist, denn ich kann es beweisen! — Wie Betty's Zukunft sich gestalten wird, weiß ich nicht, allein ich befürchte, sehr trübe. Ich habe schon daran gedacht, mit ihr die Stadt zu verlassen."

"Geben Sie ihr dies," sprach Gerhard, indem er dem Buchhalter seine Börse überreichte.

"Ich danke Ihnen," entgegnete Hassel, dessen Gesicht sich freudig veränderte, als er die Schwere der Börse gewahr wurde. "Betty würde sich noch viel mehr freuen, wenn Sie sie noch einmal besuchen wollten. Erst gestern sagte sie mir, wie sehr sie sich sehne, Sie wieder zu sehen."

Hassel's Blick hing lauernd an Gerhard's Gesicht. Er hatte Alles gewonnen, wenn er in der Brust des jungen Mannes noch einen Funken der früheren Leidenschaft wach rufen konnte, denn dieser Funke ließ sich wieder zur hellen Flamme anfachen.

"Nein," entgegnete Gerhard entschieden. "Ich werde sie nicht wieder sehen. Was mich einst zu ihr hinzog, ist vorüber, ich gebe mir sogar Mühe, es zu vergessen. Ich würde sie nicht besuchen, auch wenn ich nicht verlobt wäre."

Hassel war zu flug, um noch einen zweiten Versuch auf Gerhard zu wagen. Wollte er ihn günstig

für sich stimmen, so mußte er einen ganz andern Weg einschlagen.

„Herr Fröbel, Sie sind immer sehr freundlich gegen mich gewesen,“ sprach er. „Ich möchte deshalb Ihnen auch einen Dienst erweisen. Sagen Sie Ihrem Vater, daß er vor dem Fabrikanten Heerbach auf seiner Hut ist, dieser hat seiner Zeit Alles aufgewandt, um die Arbeiter Ihres Vaters zum Niederlegen der Arbeit zu bewegen, und als dies geschehen war, als die Fabrik Ihres Vaters geschlossen werden mußte, hat er sich an verschiedene Bauherren gewandt, um die Aufträge, welche Ihrem Vater zugebracht waren, an sich zu bringen, und es ist ihm dies auch gelungen.“

Gerhard entfernte sich, heimgekehrt theilte er seinem Vater mit, was Hassel ihm erzählt hatte.

„Das glaube ich gern,“ rief Fröbel lachend. „Ich habe Heerbach nie als einen Freund betrachtet, ich gönne ihm aber die Aufträge, denn ich habe mehr Arbeit, als mir lieb ist, und schon jetzt reiche ich mit den Räumlichkeiten der Fabrik nicht mehr aus. Ich würde sie vergrößern, müßte jedoch zu dem Zwecke das benachbarte Grundstück ankaufen, aber der Besitzer desselben verlangt einen geradezu unerhörten Preis, weil er sich einbildet, daß ich es nothwendig kaufen muß. Haha! Ich werde ihm zeigen, daß er sich in seiner Berechnung gründlich geirrt hat, und daß es

für mich noch einen anderen Weg giebt, um mein Geschäft zu vergrößern, ich werde mit Dir nachher darüber sprechen, um Deine Ansicht zu hören.“ —

Einige Monate waren verflossen. In Fröbel's Hause herrschte ein reges lustiges Leben, denn es wurden die Vorkehrungen zu Gerhard's nahe bevorstehender Hochzeit getroffen, und Fröbel, der Ina doppelt tief in sein Herz geschlossen hatte, weil sie auf seinen Sohn einen so günstigen Einfluß ausgeübt, wollte Alles aufbieten, um dem jungen Paar ein freundliches Dasein zu bieten.

Gerhard war in der That ein ganz Anderer geworden, denn er war mit unermüdlichem Fleiß in der Leitung der Fabrik thätig und entwickelte eine Umsicht, die sein Vater ihm nie zugetraut hatte. Und je mehr Fröbel ihm gestattete, selbstständig einzugreifen, um so größere Freude empfand er an der neuen Thätigkeit.

Wenzel war noch immer als gewöhnlicher Arbeiter thätig. Er war seinem Versprechen getreu geblieben, denn er hat mit einem Eifer und einem Fleiße gearbeitet, als ob er dadurch Alles, was hinter ihm lag, in Vergessenheit bringen wolle.

Die gedrückte Stimmung war längst von ihm geschwunden, denn sein häusliches Glück war langsam wieder aufgeblüht und mit fast ängstlicher Sorgfalt

hütete und pflegte er dasselbe. Es war, als ob er erst jetzt das treue Herz und die aufopfernde Liebe seiner Frau vollständig erkannt habe.

Johanna war völlig wieder genesen und ihre Wangen hatten das frühere Roth wieder gewonnen. Das kleine Zimmer hatten sie schon seit Wochen mit einer freundlicheren Wohnung vertauscht und sie fühlte sich glücklich, daß sie den neuen Herd immer freundlicher und heimischer gestalten konnte.

Ina hatte sie mehr als einmal gebeten, sie unterstützen zu dürfen.

„Nein, Ina,“ entgegnete die junge Frau, indem sie die Hand der Freundin dankend drückte. „Ich weiß, daß Du es gern thun würdest, ich verdanke Dir und Fröbel ja schon so unendlich viel, aber laß mir die Freude und das Bewußtsein, daß wir uns durch eigene Kraft emporgerungen haben. Wenzel wird dadurch am besten erkennen, wohin ein fester und ausdauernder Wille führt. Wir fühlen uns glücklich mit dem, was wir besitzen. Wir gönnen uns sogar Vergnügungen. Sieh, ich glaube, ich bin zu ernst gewesen für Wenzel. Früher meinte ich, er fühle sich am wohlsten, wenn er des Abends still bei mir war, er wollte es auch nicht anders, und doch bin ich überzeugt, daß die Einförmigkeit dieses Glückes ihn zuletzt gegen dasselbe abgestumpft hat. Jetzt dringe ich darauf, daß er wöchentlich wenigstens einen

Abend mit seinen Freunden zubringt, und ich freue mich, wenn er hinterher gesteht, daß er nicht so vergnügt gewesen sei als bei mir. Durch die Abwechslung wird ihm seine Häuslichkeit noch lieber. Wohl jede junge Frau verfällt anfangs in den Fehler, daß sie glaubt, ihr Mann müsse seine ganze Zeit nur ihr allein widmen, halte Du Dich von ihm fern."

Ina hatte Fröbel wiederholt gebeten, Wenzel eine bessere Stellung zu geben; lächelnd hatte er ihr jedesmal erwidert: „Noch nicht, Kind! Seine Prüfungszeit ist noch nicht beendet. Er hält, was er versprochen hat, da werde auch ich nicht vergessen, daß ich ihm gesagt habe, ich werde ihm behilflich sein, sich wieder emporzurufen. Er muß erkennen, daß das Glück nicht so leicht zu gewinnen ist. Er scheint übrigens mit seiner Lage vollständig zufrieden zu sein."

Fröbel war länger als acht Tage verreist gewesen, der Erfolg seiner Reise schien ein glücklicher zu sein, denn er war sehr heiter.

Am Morgen nach seiner Rückkehr ließ er Wenzel zu sich rufen, ruhig und unbefangen trat derselbe ein.

„Wenzel, ich bin mit Ihrem Fleiße und Eifer vollständig zufrieden," sprach er. „Ich hoffte, Ihnen Ihre frühere Stellung wiedergeben zu können, allein ich kann den, der sie jetzt inne hat, nicht ohne Grund fortschicken, denn er thut seine Pflicht, und Sie selbst

müssen einsehen, daß ich unrecht gegen ihn handeln würde. Ich weiß deshalb wirklich nicht, wie ich hier Ihre Stellung verbessern könnte; einen höheren Lohn darf ich Ihnen nicht geben, weil ich dadurch die anderen Arbeiter zurücksetzen würde.“

Wenzel's Gesicht blieb ganz ruhig, nicht der leiseste Schatten einer Enttäuschung oder unwilligen Stimmung flog darüber hin.

„Ich bin mit meiner Stellung zufrieden,“ entgegnete er offen. „Ich lebe mit meiner Frau glücklich und ohne Sorge — mehr verlange ich nicht.“

„Ich habe Ihnen aber mehr versprochen und ich halte mein gegebenes Wort,“ fuhr Fröbel lächelnd fort. „Hier kann ich Ihnen nicht helfen, allein ich habe einen anderen Entschluß gefaßt, mit dem Sie wohl zufrieden sein werden. Ich werde in L. ein Zweiggeschäft errichten; anfangs dachte ich daran, die Leitung desselben meinem Sohne zu übertragen, er wünscht jedoch hier zu bleiben. Da nun die Leitung desselben einen durchaus zuverlässigen und thätigen Mann verlangt, der die Befähigung besitzt, selbstständig anordnen zu können, und da Sie mein Vertrauen wieder gewonnen haben, so werde ich Ihnen diese Stelle geben.“

Wenzel zuckte freudig zusammen; das Blut stieg in seine Wangen, und er richtete den Blick auf das

Gesicht des Fabrikherrn, um sich zu überzeugen, ob derselbe nicht scherze.

„Herr Fröbel!“ rief er, mehr vermochte er nicht hervorzubringen.

„Nun lassen Sie mich erst ruhig aussprechen,“ bemerkte Fröbel lächelnd. „Ich werde Ihnen einen höheren Gehalt geben, als Sie früher als Werkführer gehabt haben, und um Ihren Eifer anzu-spornen, werde ich Ihnen einen bestimmten Antheil am Gewinn gewähren. Die Kosten Ihrer Uebersiedlung trage natürlich ich und für Ihre erste Einrichtung in L. werde ich sorgen. Sie sollen in der Lage sein, alle Ihre Gedanken dem Geschäft zu widmen, denn gerade im Anfang erfordert es die volle Kraft eines Mannes.“

Wenzel stand regungslos da; seine Brust schien für die Fülle des Glückes nicht Raum zu haben. Endlich erfaßte er leidenschaftlich erregt Fröbel's Hand.

„Ich habe kein Wort, um Ihnen zu danken, aber ich werde Ihnen durch die That beweisen, daß ich nie — nie vergesse, wie viel Sie an mir gethan haben.“

„Halten Sie daran fest“, sprach der Fabrikherr. „Eins muß ich Ihnen aber noch sagen, denn Sie treten mir jetzt näher und da ist gegenseitige Offenheit die erste Pflicht. Was ich thue, thue ich nicht allein Ihretwegen, sondern vor Allem mit, um Ihrer

Frau ein besseres und sorgenfreieres Leben zu verschaffen. Vergessen Sie deshalb nie, wie viel Sie Ihrer Frau zu verdanken haben. Sie werden nie ein treueres Herz finden, halten Sie dasselbe stets hoch und heilig. Ich denke, die bittere Schule, welche Sie durchgemacht, wird Ihren Charakter gefestigt und gestählt haben, so daß nie wieder die Gefahr, durch Andere bethört zu werden, an Sie herantritt, und wenn Sie in Zweifel gerathen, dann hören Sie nur auf eine Stimme, auf die Ihrer Frau, denn ihr Auge ist hell und scharf, und Sie finden doch Niemand, der es ehrlicher mit Ihnen meint!"

Mit Thränen im Auge versicherte Wenzel, daß Fröbel sich in ihm nicht täuschen solle.

„Nichts — nichts soll mich wieder von der rechten Bahn lenken!" rief er. „Ich weiß jetzt, wie sehr ich gefehlt habe und wie viel trübe Stunden ich mir erspart hätte, wenn ich auf meine Frau gehört!"

„Nun lassen Sie die Arbeit ruhen und eilen Sie heim", sprach der Fabrikherr. „Ich denke, Ihr Herz wird sich nach Mittheilung sehnen. Ihre Frau weiß noch nichts — sie sollte es durch Sie erfahren."

Wenzel stürzte fort; er eilte aus der Fabrik über die Straßen wie ein Berauschter. Jedem, der ihm begegnete, hätte er sein Glück zurufen mögen und doch blieben seine Lippen geschlossen, denn Johanna sollte die Erste sein, die es von ihm erfuhr.

Jubelnd stürzte er zu ihr in das Zimmer, schloß sie ungestüm in seine Arme und küßte sie leidenschaftlich.

Es währte ziemlich lange, ehe er so viel Ruhe gewonnen hatte, um ihr alles mittheilen zu können.

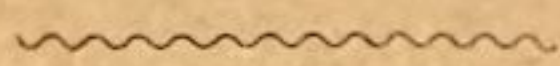
Johanna stand wie erstarrt da, denn diese Fülle des Glückes hatte für den ersten Augenblick etwas Beängstigendes für sie, da sie ihre Wünsche gewöhnt hatte, sich nie zu weit hinauszuwagen. Langsam rannen die Thränen über ihre Wangen.

„Und Dir — Dir verdanke ich dies Glück!“ rief Wenzel jubelnd. „Fröbel hat mir gesagt, daß er Deinetwegen mich so reich bedacht! Du sollest ein besseres Leben haben, und ich will es Dir bereiten, jeden Deiner Wünsche will ich erfüllen.“

Johanna zitterte leise vor freudiger Erregung; sie vermochte die ganze Fülle des Verheißenen noch nicht zu fassen.

„Karl, sprach sie, laß uns in dieser Stunde den Entschluß fassen, uns des Glückes, welches uns gegeben ist, stets würdig zu zeigen.“

„Ich werde Fröbel durch die That danken!“ rief Wenzel. „Das habe ich ihm und mir gelobt.“





Achtes Kapitel.

Wenzel's Uebersiedlung nach L. war bis nach Gerhard's Verheirathung verschoben, denn Ina wollte die Freundin an dem Tage ihrer Vermählung nicht entbehren und auch Fröbel war die Verschiebung lieber, da er Wenzel nach L. geleiten wollte, um bei der ersten Einrichtung der neuen Fabrik zugegen zu sein und dabei seine reichen Erfahrungen in Anwendung zu bringen.

Es war ein heiterer Morgen, als er mit Wenzel und dessen Frau die Stadt verließ. Ina hatte von der Freundin auf dem Bahnhofe noch einmal Abschied genommen und still saß Johanna in dem Wagen der Eisenbahn. Obschon sie einer glücklichen Zukunft entgegenfuhr, bewegte der Abschied von der Freundin

und der Stadt, in der sie so viele glückliche und trübe Erinnerungen zurückließ, sie doch schmerzlich.

Schweigend saß sie am Fenster und blickte hinaus. Dörfer, Berge und Thäler schienen wie im Fluge an ihr vorüber zu eilen, Ihr Auge suchte auf einem Punkte haften zu bleiben, sie wurde weiter gerissen, immer neue Gegenstände tauchten flüchtig vor ihr auf.

Glich diese Fahrt nicht der des Lebens? Zogen nicht auch in ihm Freuden und Schmerzen wie im tollen, raschen Fluge vorüber? Wie manche Hand streckt sich verlangend nach dem Glücke aus, ehe sie dasselbe jedoch erreicht hat, ist es schon weit fortgeführt!

Fröbel legte endlich die Hand auf ihren Arm.

„Nun nehmen Sie Abschied von allen traurigen Erinnerungen“, sprach er. Wer in ein neues Leben tritt, muß ihm auch ein Herz mit neuen Hoffnungen entgegenbringen!“

Johanna blickte ihren Wohlthäter dankend an und zwang sich, heiter zu sein. Und sie wurde es bald wirklich, als sie daran dachte, wie glücklich ihr Leben sich gestaltet hatte.

Der Zug hatte sich etwas verspätet. Als sie in B., wo sie auf eine andere Bahn übergingen, anlangten, hielt der sie erwartende Zug bereits fertig da. Der Schaffner, welcher ihnen die Thüre öffnete, sagte ihnen, daß sie nicht eine Minute zögern dürften.

Hastig eilten sie zu dem anderen Zuge.

„Schnell — schnell! rief ihnen ein Schaffner derselben zu, indem er die Thüre eines Wagens öffnete.

Johanna eilte voraus. Ohne aufzublicken, war sie bis auf wenige Schritte an den Schaffner herangetreten, als sie demselben ins Gesicht sah und bestürzt zurückwich.

„Was hast Du?“ fragte Wenzel, allein auch er zuckte zusammen, als er den Schaffner erblickte, der erröthend den Kopf abwandte.

„Bitte, steigen Sie ein, es ist die höchste Zeit,“ mahnte der hinzutretende Zugführer.

Johanna, Wenzel und Fröbel stiegen ein, die Thüre wurde hinter ihnen geschlossen und fast in demselben Augenblicke setzte sich der Zug in Bewegung.

Fragend blickte Wenzel seine Frau an.

„Hast Du ihn erkannt?“ fragte er.

Johanna nickte bejahend. Sie mußte Zeit gewinnen, um sich zu fassen, denn der Schaffner war Niemand anders, als der Lieutenant Rudolph von Brankow.

Auch Fröbel hatte ihn erkannt. Er konnte Wenzel und Johanna Aufklärung über diese Umwandlung geben.

Brankow hatte durch seinen Leichtsinnsich zu Handlungen verleiten lassen, die seine Entlassung aus dem Dienste zur Folge gehabt. Ohne Vermögen und die Fähigkeit, einen anderen Beruf zu ergreifen,

wurde er durch die Noth gezwungen, die Stelle eines Schaffners anzunehmen.

„Ich weiß es bereits seit mehreren Wochen“, fügte Fröbel hinzu. „Ina's wegen habe ich gegen Niemand darüber gesprochen, denn es würde sie doch tief erschüttern, wenn sie es erführe.“

„Auch ihn hat endlich die Strafe für das erreicht, was er längst verschuldet hat!“ rief Wenzel.

Er dachte daran, daß durch Brankow das Leben seiner armen Schwester vernichtet war. Was aus ihr geworden war, wußte er nicht, denn seit länger als einem Jahre hatte er sie nicht gesehen.

Johanna schwieg.

Die trübe Stimmung, welche sich aller Drei bemächtigt hatte, schwand erst, als sie in L. anlangten und Fröbel sie zu den Gebäuden führte, welche er für die neue Fabrik angekauft hatte. Sie hatte früher zu einer ähnlichen Fabrik gedient und ein großer Theil der Maschinen und Werkzeuge befand sich noch darin, da Fröbel diese mit erworben hatte.

Dicht daneben, mit den Fabrikgebäuden in Verbindung stehend, stand von einem freundlichen Garten umgeben ein kleines, zierlich und sauber gebautes Wohnhaus.

„Kommen Sie,“ sprach Fröbel, indem er Johanna in den Garten führte, „ich werde Ihnen nun zeigen, wo Sie wohnen werden. Hier — dies kleine Haus

habe ich mit erworben, hier sollen Sie Ihren neuen Herd aufschlagen. Gefällt es Ihnen?"

Johanna stand sprachlos da, sie vermochte nur Fröbel's Hand zu erfassen und an ihre Lippen zu pressen.

„Sie thun zu viel — zu viel an uns!“ rief Wenzel bewegt.

„Hier richten Sie sich nun hübsch und heimisch ein,“ fuhr der Fabrikherr fort. Dieser Garten gehört nur Ihnen, Niemand soll Sie hier stören. Nur eine Bedingung füge ich hinzu: Ich werde öfter nach L. kommen, um zu sehen, wie es mit der neuen Fabrik steht, und für diesen Zweck heben Sie mir ein Zimmer in diesem Hause auf.“

„Das beste!“ rief Johanna unwillkürlich.

„Nein, nur ein kleines und bescheidenes Zimmer. Ich denke, wir werden gute Freunde bleiben, und da werde ich bei meinem Hiersein wohl wenig in das Zimmer kommen.“

Johanna preßte die Hand ihres Wohlthäters.

Der Roman ist hiermit beendet.

Wir haben nur noch hinzuzufügen, daß die neue Fabrik in L. schnell emporblühte. Der Leser wird hoffentlich längst die Ueberzeugung gewonnen haben, daß Wenzel alle Kräfte aufbot, um Fröbel's Vertrauen zu rechtfertigen.

Johanna hat das kleine Haus sauber und gemüthlich eingerichtet und sie wie Wenzel fühlen sich so glücklich, daß sie mit Niemand tauschen möchten.

Fröbel kommt noch öfter nach L. als er versprochen. Daheim vertritt ihn Gerhard und er empfindet wirkliche Freude an Wenzel's Thätigkeit und dem schnellen Emporblühen der Fabrik.

Er ist weit heiterer als früher, denn Gerhard befriedigt alle seine Wünsche und auch Engeline's Geschick hat sich besser gestaltet, da ihr Mann ein Gut gepachtet hat und sich der Bewirthschaftung desselben mit Eifer annimmt.

„Nun, haben Ihre Arbeiter noch nicht versucht, die Arbeit einzustellen?“ fragte er Wenzel öfter scherzend.

„Nein,“ entgegnete dieser dann lachend. „Es würde ihnen auch wenig helfen! Ich würde ihnen sagen, wie schlecht dies mir einst bekommen ist, und außerdem habe ich von Ihnen gelernt, wie man sein Recht aufrecht erhält! Und jetzt — jetzt höre ich auch auf meine Frau!“



Im Verlage der K. K. Hofbuchhandlung von **Wilhelm
Friedrich** in **Leipzig** erschienen die nachstehenden Werke von

Hermann Heiberg:

Plaudereien mit der Herzogin von Seeland.

br. M. 3.60.

Eine vornehme Frau.

Roman br. M. 6.—

Esthers Ehe.

Roman br. M. 6.—

Gesammelte Schriften. I. Serie. 6 Bde. à M. 3.—

enthaltend:

Band I. **Eruſthafte Geſchichten.**

„ II. **Ausgetobt.**

„ III. **Die goldene Schlange.** Roman.

„ IV. **Novellen.**

„ V. **Novellen.** Neue Folge. (Ein Buch.)

„ VI. **Apotheker Heinrich.** Roman.

 Gebundene Exemplare kosten M. 1.— mehr. 

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Druck von Brückner & Niemann in Leipzig.

Im gleichen Verlage erschienen nachstehende Werke:

Friedrich Friedrich:

Das Pflegekind der Junggesellen.

Roman in 2 Bänden.

br. M. 8.—, eleg. gebd. M. 9.—

Am Horizont.

Roman in 2 Bänden.

br. M. 8.—, eleg. gebd. M. 9.—

Des Hauses Ehre.

Roman in 2 Bänden.

br. M. 8.—, eleg. gebd. M. 9.—

Die Schloßfrau.

Roman in 3 Bänden.

br. M. 12.—, eleg. gebd. M. 13.—

Mit den Waffen.

Roman in 3 Bänden.

br. M. 12.—, eleg. gebd. M. 13.—

Studentenfahrten.

Lebendige Bilder aus dem Burschensleben.

1. Aufl. br. M. 1.—

Hinter den Coulißes.

Skizzen und Bilder aus dem Schauspielerleben.

Neue durchgesehene und verbesserte Auflage.

broch. M. 1.—

 **Zu beziehen durch jede Buchhandlung.** 

Druck von Brückner & Niemann in Leipzig.

*Joseph Munk
Buchbinderei
München.*



Friedrich, Friedrich,

Die Frau des Arbeiters Sozialer Roman

Bd.: 3

1887

P.o.germ. 399 r-3

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11669429-9